1,70 DM / Band 99
Schweiz Fr. 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Im Reich der Satansaffen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Im Reich der Satansaffen

Tony Ballard Nr. 99

von A.F.Morland

erschienen am 04.07.1986

Im Reich der Satansaffen

Aemmon-we hob den Kopf und lauschte. Er glaubte, ein Geräusch vernommen zu haben, war sich aber nicht sicher. Wer sollte sich schon die Mühe machen, ihn aufzusuchen? Er war ein Ausgestoßener, war vor langer Zeit in Ungnade gefallen, weil er einen Machthunger entwickelt hatte, der Landa, der Königin der Meskyren, mißfiel.

Sie schickte ihn in die Verbannung, und hier, in dieser heißen Lavahöhle, fristete er sein Dasein.

Da! Ein Knirschen und Klappern! Jetzt war Aemmon-we, der Magier, sicher, daß er sich vorhin nicht getäuscht hatte. Sein Affenkopf ruckte herum, und sein Blick wurde hart…

Protoc war eine Affenwelt. Lange Zeit war sie von einem steinernen Götzen beherrscht worden, doch er existierte nicht mehr, und in weiten Teilen dieser Welt herrschte nun Frieden.

Bevölkert war Protoc größtenteils von Pavianen. Es gab aber auch Halbaffen, sogenannte Lemuren. Sie stellten eine gefährliche, kriegerische Minderheit dar, und es war nicht ratsam, ihr Reservat zu betreten.

Bis vor kurzem hatten die Meskyren eine Königin gehabt: Landa. Sie war keine Halbäffin gewesen, sondern stammte von den Menschen ab. Die Meskyren hatten sie vergöttert. Als Landa ihr Leben verlor, schworen die Lemuren den Eindringlingen, die dafür verantwortlich waren, grimmig Rache, und es war an der Zeit, diese Rache anzugehen. [1]

Man hatte vier Lemuren ausgewählt. Die stärksten und tapfersten. Sie sollten den rächenden Arm der Meskyren verkörpern. Da sie sich allein aber nicht stark genug fühlten, ihrer großen Aufgabe auf der fernen Erde gerecht zu werden, wollten sie sich Aemmon-wes Unterstützung sichern. Deshalb suchten sie den Ausgestoßenen auf.

Er lebte im aktiven Vulkangebiet. Überall entstiegen dem Boden gelbliche Schwefeldämpfe. In kleineren und größeren Kratern brodelte die glühende Lava. Eine enorme Hitze machte den vier Meskyren zu schaffen. Ihre nackten Körper waren schweißbedeckt. Die vier waren unbewaffnet, denn es war nicht ratsam, Aemmon-we mit einer Waffe in der Hand entgegenzutreten. Er war zwar alt, und es hieß, er wäre auch schon ziemlich gebrechlich und könne sich seiner Magie kaum noch bedienen, aber das mußte nicht wahr sein. Man hatte Aemmon-we lange nicht mehr zu Gesicht bekommen. Er konnte sich erholt haben.

Rancci führte die kleine Gruppe an.

Er war ein großer, breitschultriger Meskyr mit beachtlichen Muskelpaketen. Seine Freunde und Begleiter hießen Karan, Isha und Erloon. Was Mut, Ausdauer und Tapferkeit anbelangte, standen sie Rancci in keiner Weise nach. Es war für sie eine große Ehre, als Vollstrecker der Rache auserwählt worden zu sein, und sie waren entschlossen, sich dieser Ehre würdig zu erweisen.

Rancci blieb stehen und hob die Hand. Seine Lemurenbrüder hielten ebenfalls an.

»Wir haben unser Ziel gleich erreicht«, sagte Rancci. »Dort oben ist Aemmon-wes Höhle. Laßt erkennen, daß wir in Frieden zu ihm kommen, sonst greift er uns vielleicht an.«

Sie gingen weiter. Der Hang war so steil, daß sie manchmal klettern mußten.

Plötzlich vernahm Rancci ein aggressives Zischen. Aus einer schmalen Felsenspalte schoß heißer Schwefeldampf, wurde zu einer

gelben Geisterhand, deren Finger sich blitzartig um seinen Hals legten und zudrückten.

Rancci stöhnte, verlor den Halt und stürzte zwei Meter ab. Er landete auf dem Rücken, und seine Freunde beobachteten fassungslos, was weiter passierte.

Die Hand wurde zu einer Dampfschlange, die einen so breiten Kopf hatte, daß er das gesamte Affengesicht Ranccis abdeckte.

Karan wollte Rancci zu Hilfe eilen, doch Isha hielt ihn zurück. »Nicht, Karan! Du kannst ihm nicht helfen!«

»Soll ich zusehen, wie er erstickt?« stieß Karan aufgeregt hervor.

Erloon riß sich vom Anblick des in Krämpfen zuckenden Körpers los und rief mit lauter Stimme Aemmon-wes Namen.

»Aemmon-we! Hör auf damit!« brüllte er. Seine Stimme kam als vielfaches Echo aus den Vulkankratern zurück. »Wir sind in friedlicher Absicht hier! Wir wollen mit dir reden, möchten dir einen Vorschlag machen, der dich bestimmt interessiert! Laß ab von unserem Freund! Töte ihn nicht! Rancci ist dir nicht böse gesinnt!«

Karan starrte auf Rancci.

Es war offensichtlich falsch, was man sich über Aemmon-we erzählte. Von Schwäche keine Spur. Der Verbannte konnte sich seiner magischen Fähigkeiten nach wie vor noch sehr gut bedienen.

Die Schwefelschlange wurde transparent und löste sich Augenblicke später auf. Ranccis behaartes Affengesicht war verzerrt, der Blick seiner Augen glasig. Er war der Kräftigste der vier Lemuren, die zu Aemmon-we gekommen waren. Wahrscheinlich hatte der Magier deshalb ihn attackiert. Damit die anderen erkannten, wie schwach sie gegen ihn waren.

Jetzt hinderte Isha Karan nicht mehr, sich um Rancci zu kümmern. Er beugte sich über ihn, doch Rancci nahm ihn nicht wahr. Sein glasiger Blick schien durch Karan *zu* gehen.

Karan schüttelte Rancci.

Der Freund reagierte nicht.

»Helft mir!« verlangte Karan, doch Isha und Erloon rührten sich nicht von der Stelle. Sie wußten, daß sie nichts für Rancci tun konnten. »Er wird sterben!« stieß Karan aufgeregt hervor. »Ruft Aemmon-we! Er muß den tödlichen Zauber von ihm nehmen!«

Rancci nahm nichts mehr wahr. Seine Hände verkrampften sich zu Fäusten, sein Affenmaul klaffte auf, und ein markerschütterndes Röcheln entrang sich seiner Kehle.

»So tut doch etwas!« schrie Karan nervös.

Erloon rief den Magier wieder. Er legte die Hände um die wulstigen Affenlippen und forderte Aemmon-we auf, sich zu zeigen. Dann warteten sie mit steigernder Spannung, doch nichts geschah, und Rancci ging es immer schlechter.

Seine Hände öffneten sich kraftlos, die Zunge hing ihm aus dem Maul, und Karan hörte ihn kaum noch atmen. Sollte die Aufgabe, die sie übernommen hatten, bereits hier zum Scheitern verurteilt sein? Wollte Aemmon-we nichts von ihnen wissen? Würde Rancci sterben?

»Aemmon-we!« schrie Erloon, so laut er konnte. »Wir sind Freunde!«

Zum ersten Mal antwortete der Magier. »Ich habe keine Freunde!« Seine Stimme dröhnte so laut, daß Karan, Isha und Erloon unwillkürlich zusammenzuckten.

»Nenn uns, wie du willst!« rief Erloon. »Jedenfalls sind wir nicht deine Feinde. Warum tötest du einen *von* uns?«

»Weil ihr hier nichts zu suchen habt!« gab Aemmon-we grimmig zurück.

»Ich sagte es bereits«, rief Erloon weiter. »Wir möchten dir ein Angebot machen! Komm und zeige dich!«

Endlich bequemte sich Aemmon-we, in Erscheinung zu treten. Als er zu sehen war, zogen Karan und Isha scharf die Luft ein. Verglichen mit Rancci wirkte er schmächtig, und das Haar, das seinen Affenschädel bedeckte, war schneeweiß. Mitleidlos schaute er auf Rancci hinunter.

»Laß ihn nicht sterben!« bat Erloon. »Er ist der Beste von uns. Er ist unser Wortführer. Wir haben ihn ausgewählt, dir die Botschaft zu überbringen. Nur er weiß darüber ganz genau Bescheid.«

Das entsprach nicht der Wahrheit, aber Erloon hoffte, den Magier damit veranlassen zu können, den tödlichen Zauber abzubrechen.

Rancci verfiel in eine Art Koma. Er schien selbst von Aemmon-we nicht mehr gerettet werden zu können, und der Magier rührte immer noch keinen Finger für ihn. Eine Zornwelle stieg in Karan hoch. Er stand Rancci näher als Isha und Erloon. Er war mit Rancci aufgewachsen. Er war sein bester Freund.

»Wenn du ihm nicht hilfst, töte ich dich!« brüllte Karan, als er sich nicht mehr beherrschen konnte.

Isha und Erloon starrten ihn entgeistert an. So durfte man mit Aemmon-we nicht reden. Jetzt hatte Karan alles verdorben. Aemmon-we würde sich das nicht bieten lassen.

Der Auftrag war in Gefahr!

Tödliches Schweigen herrschte für wenige Augenblicke. Isha und Erloon beobachteten den Magier gespannt.

Aemmon-we starrte Karan durchdringend an. Karan hielt seinem Blick trotzig stand.

»Du mußt verrückt sein, so mit mir zu reden!« knurrte der Magier.

»Sein Geist ist verwirrt!« beeilte sich Erloon zu sagen. »Du mußt es ihm nachsehen. Rancci ist sein bester Freund.«

Niemand konnte wissen, wie sich Aemmon-we entschied, und weder Isha noch Erloon würden eine tödliche Attacke des Magiers verhindern können – von Karan ganz zu schweigen.

»Was wollt ihr von mir?« fragte Aemmon-we unvermittelt.

Erloon – er war schlauer als die anderen – wies sogleich wieder auf Rancci. »Das kann nur er dir sagen«, antwortete er. »Wenn er stirbt, wirst du es nie erfahren!«

Aemmon-we hob die Hände und spreizte die Finger. Etwas Unsichtbares raste an Isha, Erloon und Karan vorbei und hieb in Ranccis schlaffen Körper. Ein gequälter Schmerzenslaut drang aus dessen Kehle, und seine Augen wurden wieder klar.

»Steh auf!« befahl ihm Aemmon-we.

Rancci fiel es schwer, zu gehorchen. Kochendes Öl schien sich in seinen Gelenken zu befinden. Jede Bewegung verursachte ihm heftige Schmerzen.

Langsam richtete sich Rancci auf. Er schwankte. Karan wollte ihn stützen, doch Aemmon-we herrschte ihn an: »Laß ihn! Er kann allein stehen!«

Rancci brauchte kurze Zeit, um sich zu sammeln, um zu begreifen, was geschehen war. Allmählich kam er wieder zu Kräften.

»Welche Botschaft habt ihr für mich?« wollte der Magier wissen. Die Neugier schien ihn zu plagen. »Rede!« verlangte er von Rancci.

»Dürfen wir zu dir in die Höhle kommen?« fragte dieser. »Wir sind nicht bewaffnet, wie du siehst, und du bist so stark, daß du uns nicht zu fürchten brauchst.«

Der Magier nickte, und die Vier Meskyren kletterten zu ihm hoch. Heiß wie in einem Backofen war es in Aemmon-wes Höhle. Die vier Meskyren setzten sich vor Aemmon-we auf den Boden, und Rancci sagte: »Landa ist tot.«

Er wußte, daß Aemmon-we das gefallen würde.

Der Magier lachte. »Welche Freude, das zu hören. Sie hatte nie ein Anrecht auf den Thron. Sie war keine Halbäffin.«

»Dennoch haben wir sie sehr verehrt«, sagte Rancci.

»Ihr habt vor ihr auf dem Bauch gelegen«, sagte der Magier verächtlich.

»Sie war eine gute Königin, weise und gerecht«, wagte Rancci zu sagen.

Aemmon-we bleckte seine großen Zähne. »Dieses Weib hat mich in die Verbannung geschickt!« rief er anklagend. »Sie trug Obb-sy auf, mich zu schwächen, und er überrumpelte mich im Schlaf, dieser Feigling. Niemals sonst hätte er so leichtes Spiel mit mir gehabt.«

»Davon sind wir überzeugt«, sagte Rancci. »Du bist immer noch sehr stark. Obb-sy lebt übrigens auch nicht mehr.«

Der Magier lachte rauh. »Ich muß sagen, was du mir berichtest, gefällt mir immer besser. Ich nehme meinen Zauber vollends von dir«, sagte Aemmon-we, und Rancci fühlte sich mit einem Schlag wieder völlig in Ordnung. Er hatte seine Kräfte wieder und keine Schmerzen

mehr. »Wie kam es dazu, daß Landa und Obb-sy den Tod fanden?« wollte der Magier gespannt wissen.

Rancci erzählte ihm von den beiden Eindringlingen, die das Meskyrenreservat betreten hatten: Mortimer Kull und Yul, der weiße Gigant. Kull hatte in der Arena des Todes gegen Obb-sy gekämpft, und wenn er gewonnen hätte, hätte ihn Landa zu ihrem Diener gemacht. Aber er hatte verloren, und Obb-sy wollte ihn in der Lavanacht vernichten. Doch es war anders gekommen. Yul hatte Landa entführt, und man mußte Mortimer Kull freilassen. Obb-sy hatte den Versuch, Landa zu befreien, mit dem Leben bezahlt, und kurz darauf hatte auch die Königin der Lemuren ihr Leben verloren.

Nichts Schöneres hätte Rancci berichten können. Aemmon-wes Augen glänzten vor Begeisterung. »Ihr wißt nicht, wie oft ich den beiden den Tod gewünscht habe. Endlich ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen«, sagte er zufrieden. »Landa und Obb-sy haben nicht ungestraft Hand an mich gelegt.« Er musterte Rancci streng. »Seid ihr gekommen, um mir das zu erzählen?«

»Ja, und um dich um Hilfe zu bitten«, sagte Rancci.

»Um Hilfe? Wobei?« wollte der Magier wissen.

»Die Meskyren haben geschworen, Landas Tod zu rächen. Wir wurden ausgewählt, die Rache zu vollziehen.«

»Und dabei soll ich euch helfen?« fragte Aemmon-we. »Warum sollte ich das tun? Diese Eindringlinge haben mir einen großen Gefallen getan. Aus welchem Grund sollte ich sie dafür bestrafen?«

Rancci hatte gewußt, daß der Magier so antworten würde. »Du sollst es selbstverständlich nicht umsonst tun«, sagte er.

Aemmon-we zog die Mundwinkel nach unten. »Was hättet ihr mir anzubieten, das für mich von Interesse wäre?«

»Den Meskyren-Thron!«

***

»Den Meskyren-Thron«, wiederholte Aemmon-we. Er wiegte sein weißes Affenhaupt. »Das ist allerdings ein äußerst verlockendes Angebot«, gab er zu.

»Wenn du uns hilfst, sorgen wir dafür, daß du zum König der Meskyren gekrönt wirst«, versprach Rancci. »Der Thron ist verwaist. Wir brauchen einen neuen Herrscher. Wir wüßten keinen geeigneteren als dich, nachdem Landa und Obb-sy nicht mehr leben.«

»Als Landa mich in die Verbannung schickte, hatte ich viele Gegner«, sagte Aemmon-we.

»Das ist uns bekannt«, antwortete Rancci und nickte. »Aber einige davon leben nicht mehr, und die anderen würden dich als König anerkennen, wenn du mitgeholfen hättest, Landas Tod zu rächen.«

Aemmon-we überlegte nicht lange. Er war verbannt worden, weil er

die Hand nach dem Meskyren-Thron ausgestreckt hatte. Nun würde ihm der Thron in den Schoß fallen, wenn er den Lemuren zu ihrer Rache verhalf. Es lohnte sich auf jeden Fall, diesen vier Rächern beizustehen.

Der Magier forderte Rancci auf, ihm alles zu erzählen, was er über Yul und Mortimer Kull wußte.

Rancci warf seinen Freunden einen begeisterten Blick zu und informierte Aemmon-we dann so gründlich wie möglich. Anschließend fragte er: »Dürfen wir mit deiner Unterstützung rechnen?«

Der Magier nickte. »Ja, ich werde euch helfen, Landas Tod zu rächen, und dann werdet ihr mich als neuen Meskyrenkönig ausrufen.«

»So soll es geschehen«, sagte Rancci eifrig, und er war entschlossen, Wort zu halten.

»Wann brechen wir auf?« fragte Erloon tatenhungrig.

»Erst müssen wir uns auf den Kampf vorbereiten«, antwortete Aemmon-we. »Da er auf einer anderen Welt stattfinden wird, müssen wir uns so gut wie möglich wappnen. Wir werden eine Kraft in uns aufnehmen, die aus der Hölle kommt. Den Satansnektar werden wir trinken, wie es unsere Feinde getan haben, denn nur dann werden wir ihnen ebenbürtig sein.«

Rancci schluckte aufgeregt.

Die Höllendroge, von der Aemmon-we sprach, gab es nur in einem bestimmten Gebiet. Es war ein Ort des Bösen, und es war gefährlich, ihn zu betreten, aber Aemmon-we hatte recht. Wenn sie ihre Feinde besiegen wollten, mußten sie sich in dieses Gebiet begeben.

Der Magier erhob sich. »Kommt«, sagte er und verließ als erster die Höhle.

Sie machten sich auf den Weg, der sie über einen scharfen Grat führte. Aemmon-we schärfte den jungen Meskyren ein, genau aufzupassen, wohin sie traten, denn es gab tückische Lavatümpel, die als solche manchmal nur sehr schwer zu erkennen waren.

Karan drohte ein solcher Tümpel dennoch zum Verhängnis zu werden. Rancci bewahrte ihn vor Schaden, indem er ihn blitzschnell zur Seite stieß.

Das Gelände fiel steil ab. Aemmon-we führte die jungen Meskyren in eine Senke, und allmählich nahmen die Felsen, von denen sie umgeben waren, eine rosa Färbung an.

Rancci entdeckte die erste faustgroße blaue Kugel. Sie lag auf dem sandigen Boden und war prall mit Höllenkraft gefüllt.

Aemmon-we blieb kurz stehen und sagte etwas, das Rancci und seine Freunde nicht verstanden. Aber die fremden Worte veränderten sie auf eine geheimnisvolle Weise. Sie fühlten sich mit einem Mal dem Bösen zugetan und schwarzen Kräften gegenüber aufgeschlossen.

Manchmal tötete der Inhalt dieser blauen Kugeln einen Lemuren,

anstatt ihn zu kräftigen. Diese Gefahr hatte Aemmon-we mit seiner magischen Formel ausgeschaltet.

Die blaue Kugel schwebte mit einem Mal hoch. Blitzende Reflexe tanzten auf der dünnen Haut, die die dämonische Flüssigkeit umhüllte.

Aemmon-we griff danach und gab sie Rancci. »Beiß die Blase auf und trink!« befahl der Magier, und Rancci gehorchte. Die Höllenflüssigkeit rann ihm in die Kehle. Er schluckte und wartete dann gespannt auf die Wirkung, die sich auch prompt einstellte.

Rancci atmete plötzlich schneller. Er fletschte die Zähne. Sein Lemurengesicht wurde zu einer aggressiven Fratze. Weißer Schaum trat ihm auf die wulstigen Lippen. Er preßte die Hände gegen seinen Leib, der von einer Kraft durchtobt wurde, die ihn erschreckte. Er riß den Mund auf und hechelte.

Die Stirn begann ihn furchtbar zu schmerzen. Er legte die Hände drauf. »Mein Kopf«, schrie er. »Oh, mein Kopf…!«

Wieder war es Karan, der ihm beistehen wollte, aber Aemmon-we hob die Hand und sagte: »Laß ihn! Es ist gleich vorbei!«

Rancci spürte etwas aus seiner Stirn wachsen.

Hörner!

Sie durchdrangen seine Haut, kamen durch das Fell, waren spitz und leicht nach oben gebogen.

Rancci schien zu einem Teufel zu werden!

»Aemmon-we!« rief Karan nervös. »Soll das so sein?«

»Ja«, gab der Magier zurück. »Seht genau zu, was mit eurem Freund passiert, denn genauso wird es euch ergehen.«

»Und du?« fragte Karan aufgeregt. »Wirst du auch vom Höllennektar trinken?«

»Auch mich wird der Höllensaft verändern«, sagte Aemmon-we.

Rancci ließ die Hände sinken, und Haarbüschel klebten an seinen Fingern. Er verlor sein Fell, und nicht nur das. Sobald sein Affengesicht nackt war, fing die Haut an, sich vom Knochen zu lösen.

Rancci schien selbst den Wunsch zu haben, Haut und Fleisch loszuwerden. Er faßte sich an den Schädel, der immer mehr zu einem Teufels-Totenkopf wurde, und entfernte die Reste. Der Knochen, der zum Vorschein kam, war erdfarben. Die Züge, die den anderen Meskyren seit langem vertraut gewesen waren, gab es nicht mehr.

Aemmon-we holte eine weitere Kugel, hielt sie Karan hin und sagte: »Jetzt du!«

Und Karan hob gehorsam die blaue Kugel an den Mund und biß hinein.

***

Es war Abend. Ein Tuch, aus Dunkelheit gewoben, hatte sich über

den Dschungel gebreitet. Geckerndes Vogelgeschrei gellte durch den ceylonesischen Urwald, und die Mücken waren verdammt lästig.

Mr. Silver und Boram vermochten sie nichts anzuhaben, aber Cruv und mir gingen sie ganz schön auf den Geist beziehungsweise auf die Haut.

Klatsch! Meine Hand landete auf meinem Nacken.

Mr. Silver grinste. »Mal was Neues, daß du dich selbst schlägst.«

»Ich kann dir zwischendurch auch gern eine scheuern«, brummte ich. »Darauf kommt es mir nicht an.«

»Manchmal habe ich den Eindruck, du hast etwas gegen mich«, sagte der Ex-Dämon. »Woran mag das nur liegen?«

»An deinem vorlauten Mundwerk, ist doch klar«, antwortete ich.

»Sag mal, Cruv, habe ich ein vorlautes Mundwerk?« fragte der Hüne den Gnom.

»Ja«, antwortete dieser. »Manchmal würde ich es schon fast als Dreckschleuder bezeichnen.«

Ich lachte. »Was sagst du nun? Hast du dir von Cruv etwa Schützenhilfe erhofft?«

»Ich muß schon sagen, der aufgestellte Hühnerdreck hat eine Menge Mut«, brummte Mr. Silver.

»Dir werde ich gleich einen aufgestellten Hühnerdreck geben!« rief der häßliche Gnom, drehte den Silberknauf seines Stocks, und drei magisch geladene Spitzen zuckten unten heraus. Cruv wollte Mr. Silver damit pieken. Ich ging dazwischen.

»Laß gut sein, Cruv«, sagte ich. »Wir wissen, daß du tapfer bist. Du brauchst es uns nicht zu beweisen.«

»Er hat mich beleidigt!« wetterte Cruv.

»Und ich gedenke es nicht zurückzunehmen!« rief Mr. Silver hinter mir. »Es sei denn, du nimmst die Dreckschleuder zurück.«

»Okay, er nimmt sie zurück«, sagte ich.

»Nein!« begehrte Cruv auf.

»Doch, das tust du, und jetzt ziehst du die Spitzen deines Dreizacks wieder ein und gibst dich friedlich«, sagte ich mit Nachdruck. »Soll ich denken, ich wäre hier in einem Kindergarten – oder was? Ihr scheint wohl vergessen zu haben, weshalb wir hier sind!«

Mortimer Kull hatte uns eine Nachricht zukommen lassen.

Kull, jetzt ein Dämon, betrachtete uns – zumindest in diesem Fall – als Verbündete, denn wir wollten beide ausnahmsweise dasselbe: Yul, den Dämonen-Cyborg, vernichten.

Yul war von Mortimer Kulls Forschern gebaut worden. Sie hatten die bisher perfekteste Kampfmaschine entwickelt, einen Super-Cyborg, der alle anderen Roboter weit in den Schatten stellte. Aber Yul war Mortimer Kulls Kontrolle völlig entglitten. Er hatte sich auf Protoc die Satansdroge einverleibt und war jetzt sein eigener Herr. Doch das war

noch nicht das Schlimmste. Viel schlimmer war die Tatsache, daß sich das Höllenschwert mit Yul verbündet hatte. [2]

Die beiden waren eine gefährliche Einheit eingegangen, und wir hatten vor, sie wieder zu trennen und Yul zu vernichten.

Mortimer Kull hatte sich mit einem Telegramm gemeldet:

YUL IST AUF SRI LANKA -- STOP -- SCHNITTPUNKT KURUNEGALA-MATALE-DAMBULLA -- STOP -- MORTIMER KULL

Wir hatten sofort eine Karte von Sri Lanka zur Hand genommen und festgestellt, daß sich der angegebene Schnittpunkt westlich des Wasgomuwa-Nationalparks befand – mitten im Dschungel!

Das schreckte uns nicht ab.

Wir reisten unverzüglich aus London ab, flogen erst mal nach Colombo, mit einer einmotorigen Piper weiter nach Matale, und hier mieteten wir einen Geländewagen, der die Kraft eines kleinen Panzers hatte und sich unaufhaltsam durch den Urwald wühlte.

Wir hatten uns Spezialkarten von dem Gebiet besorgt, das uns Kull angegeben hatte, und wir stellten fest, daß sich im Schnittpunkt nichts befand – nur Dschungel.

Einmal hätten wir Yul fast gekriegt. Es hatte wirklich nicht viel gefehlt, aber dem Dämonen-Cyborg war es gelungen, seine synthetische Haut mit einem Sprung in die brennende Hölle zu retten, und wir hatten das Nachsehen gehabt. [3]

Nun schien Yul aus der Hölle zurückgekehrt zu sein, und gewiß hatte er sich im ceylonesischen Dschungel versteckt, um hier ungestört seine nächste dämonische Schandtat auszuhecken. Aber er hatte nicht mit Mortimer Kulls Organisation des Schreckens gerechnet. Sie war überall auf der Welt vertreten, und es entging ihr so gut wie nichts.

Aber um Yul unschädlich zu machen, genügte die OdS nicht. Deshalb hatte sich der dämonische Wissenschaftler Professor Mortimer Kull an uns gewandt. Er konnte sicher sein, daß wir kommen würden – und da waren wir nun, aber wo war er?

Und wo war Yul?

Als wir heute mittag den angegebenen Schnittpunkt erreichten, entdeckten wir eine leere alte Bambushütte, und wir beschlossen, sie zunächst einmal zu beziehen.

Inzwischen war es Abend geworden. Eine Campinggaslampe spendete Licht. Boram, der Nessel-Vampir, hockte schweigsam in einer Ecke und regte sich nicht. Seine graue Dampfgestalt wirkte zusammengesunken, kraftlos, aber der Schein trog. Im Ernstfall würde Boram seine Stärke zeigen.

Wir hatten Reisfleisch aus der Dose gegessen, und nun nervte uns das brütende Warten.

Es war drückend schwül, und salziger Schweiß klebte auf meinem Gesicht. Cruv zog die Spitzen in den Stock zurück und setzte sich. Der

häßliche Gnom trug einen Tropenanzug – Kindergröße. Sogar einen Tropenhelm hatte er auf dem Kopf. Er sah aus wie die Miniaturausgabe irgendeines Afrikaforschers.

Ich schlug wieder eine Stechmücke tot. Diesmal auf meiner Wange. Mr. Silver grinste dazu. Ich überging es. Sollte er sich amüsieren, wenn es ihm Spaß machte.

»Ob Kull in der Nähe ist?« fragte ich.

»Das halte ich für wahrscheinlich«, bemerkte Mr. Silver.

»Vielleicht beobachtet er uns«, sagte Cruv.

»Er ist ein verschlagener Mistkerl«, sagte der Ex-Dämon. »Es wäre durchaus möglich, daß er die Absicht hat, uns die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Mit anderen Worten: Er wartet im Hintergrund, bis wir uns mit Yul geklopft und ihn besiegt haben, und dann tritt er in Erscheinung und greift sich das Höllenschwert.«

»Da haben wir aber auch noch ein Wörtchen mitzureden«, sagte ich.

Der Ex-Dämon nickte. »Genau. Wenn's nach mir geht, vernichten wir zuerst Yul, ich nehme das Höllenschwert an mich und mache damit dem Professor den Garaus.«

»Meinen Segen hättest du dazu«, sagte ich.

Plötzlich fiel mir auf, daß sich Boram erhoben hatte.

»Irgend etwas nicht in Ordnung?« fragte ich den weißen Vampir.

»Ich bin nicht sicher, Herr«, antwortete Boram.

Wir hörten das Unterholz knistern.

Cruv spitzte die Ohren. »Da scheint sich jemand um die Hütte herumzuschleichen. Kull etwa?«

Wir hörten das Jammern einer Hyäne, und dann stieß sie Laute aus, die entfernt an ein hämisches Lachen erinnerten. Mir rieselte es kalt über den Rücken. Ich hatte etwas gegen diese Viecher. Sie waren mir nicht sympathisch. Ich mochte sie ebensowenig wie die ewig tückisch grinsenden Krokodile.

Etwas oder jemand umrundete die Bambushütte, die vom Urwald umwuchert war.

Cruv nahm seinen schwarzen Ebenholzstock in beide Hände. Er war Tucker Peckinpahs Leibwächter, doch der Industrielle hatte gesagt, für ein paar Tage könne er den Gnom entbehren, zumal sich Rocane, die Hexe aus dem Jenseits, bereiterklärt hatte, ihn auf seiner Geschäftsreise in die Vereinigten Staaten zu begleiten.

Stille herrschte mit einemmal – oder jedenfalls das, was man inmitten dieses verfilzten Urwalds als Stille bezeichnen konnte, denn wirklich ruhig war es hier nie.

Wer lag auf der Lauer?

Yul?

Auch das war möglich.

»Ich seh mal draußen nach«, sagte Mr. Silver.

»Sei vorsichtig«, raunte ihm Cruv zu.

Ab und zu gab es Reibereien zwischen den beiden. Das lag vor allem am enormen Größenunterschied. Aber sie meinten es beide niemals so ernst, wie es sich manchmal anhörte. Wenn es gefährlich wurde, hielten sie zusammen wie Pech und Schwefel.

Der Ex-Dämon grinste. »Sei unbesorgt, Kleiner. Ich bleibe dir erhalten. Du brauchst schließlich einen Sparringpartner, an dem du dich mit deinen Mäusefäusten austoben kannst.«

Der Hüne verließ die Bambushütte. Ich drehte die Gasleuchte etwas zurück, damit es nicht mehr so hell war. Wenn es einen Feind gab, sollte er uns hier nicht auf dem Präsentierteller haben.

Der Ex-Dämon verschwand aus meinem Blickfeld. Meine Nervenstränge strafften sich. Cruvs häßliches Gesicht sah selten so ernst aus, und Boram begab sich zu einem der beiden offenen Fenster.

Ich zog meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter und entsicherte ihn. Dann trat ich an das andere Fenster und versuchte, mit den Augen die Finsternis zu durchdringen.

Wieder war dieses Hyänen-Gelächter zu hören. Es klang schaurig.

Und mir fiel auf, daß das Tier nähergekommen war. Dachte es, hier einen reich gedeckten Tisch vorzufinden? Süßlich, schwer und dunstig war die Luft, die sich auf meine Lungen legte.

Die Luftfeuchtigkeit war sehr hoch, schlimmer gar als in einem Treibhaus.

Würde Yul uns persönlich attackieren? Würde er versuchen, uns auf irgendeine Weise zu trennen, so daß wir gezwungen waren, einzeln, jeder für sich, gegen ihn zu kämpfen?

Mir war klar, daß mein Revolver nicht reichen würde, um den Satans-Roboter zu vernichten, aber ich konnte seinen Untergang mit ein paar geweihten Silberkugeln einleiten und ihm anschließend mit dem Dämonendiskus den Rest geben.

Jemand bewegte sich durch die Dunkelheit.

Ich duckte mich und brachte die Waffe in Anschlag. Schießen durfte ich erst, wenn ich den anderen identifiziert hatte. Es konnte Mr. Silver sein.

Fast lautlos glitt die Gestalt durch die Finsternis. Der Lauf meiner Waffe folgte ihr.

War das Yul?

Jetzt richtete sich die Gestalt auf. Yul war noch größer als Mr. Silver, obwohl dieser schon stolze zwei Meter maß. In der Dunkelheit war die Größe der Gestalt schlecht abzuschätzen. Yul oder nicht Yul, das ist hier die Frage, dachte ich, während mein Herz einige Takte schneller klopfte. Der andere kam näher, und meine Waffe wies auf eine breite Brust, doch im nächsten Moment erkannte ich Mr. Silver, ließ die Kanone sinken und entspannte mich. Auf meiner Stirn glänzten ein

paar Schweißtropfen mehr. Ich wischte sie weg und wandte mich der Tür zu, durch die der Ex-Dämon gleich kommen mußte.

Mr. Silver trat ein.

Cruv musterte ihn neugierig. »Nun?«

Der Hüne hob die Schultern. »Weder Yul noch Professor Kull. Du kannst das Knieschlottern abstellen.«

Cruv setzte sich auf eine roh gezimmerte Holzbank. Ich ließ meinen Colt Diamondback verschwinden. Wir befanden uns nicht länger in Alarmbereitschaft.

Wieder klang das Lachen der Hyäne auf – und diesmal war es ganz nahe. Cruv sprang auf. »Jetzt verjage ich das lästige Vieh aber!«

Er wollte an Mr. Silver vorbei aus der Hütte stürmen, da trieb die Hyäne die Frechheit auf die Spitze, indem sie in der Tür erschien. Irgend etwas konnte mit dem Tier nicht stimmen. Normalerweise waren Hyänen nicht so mutig.

»Das Biest muß die Tollwut haben!« stieß Cruv entrüstet hervor. Er drehte seinen Stock um und wollte mit dem schweren Silberknauf zuschlagen.

»Oder es ist besessen!« rief Mr. Silver, packte den Gnom und riß ihn sicherheitshalber hinter sich.

Und im selben Moment passierte es!

Eine unirdische Kraft zerriß den Schädel der Hyäne. Rotes Feuer schoß aus einer faustgroßen Öffnung. Innerhalb von Sekundenbruchteilen stand das ganze Tier in Flammen. Es raste durch die Bambushütte, stieß sich vom Boden ab, flog knapp an mir vorbei und prallte gegen die Hüttenwand.

Und verging im gleichen Augenblick. Die Hyäne war von einer dämonischen Kraft geschaffen worden, um die Hütte, in der wir uns befanden, in Brand zu setzen.

Als der brennende Körper gegen die Wand prallte, verwandelte er sich in eine Feuerkugel, die sich nach allen Seiten ausbreitete. Die Feuerlohe explodierte förmlich. Ehe wir richtig begreifen konnten, was passierte, waren wir von diesem sengenden Höllenfeuer umgeben.

Gefahr für Boram! schoß es mir durch den Kopf.

Natürlich war das Feuer auch für uns gefährlich, aber nicht so sehr wie für den weißen Vampir, der nur aus grauem Dampf bestand. Die Hitze konnte ihn zum Verdampfen bringen, konnte ihn auflösen. Hitze konnte er nicht vertragen. Er hatte nur diesen einen wunden Punkt.

»Tu was für Boram, Silver!« schrie ich dem Ex-Dämon zu.

»Unmöglich«, gab der Hüne zurück. »Boram!« brüllte er. »Bring dich in Sicherheit!«

Das war bestimmt leichter gebrüllt als getan.

Ringsherum prasselte das Höllenfeuer. Es verschlang die Bambushütte. Die Hitze war entsetzlich, und die Flammen fraßen uns

den Sauerstoff weg, den wir zum Atmen brauchten.

Cruv hustete. Im Schein des Feuers schien sein Gesicht rot zu glühen. Ich griff nach seinem Arm. Wo die Tür war, konnte ich nicht mehr sehen, aber wenn kein Zauber sie geschlossen hatte, wußte ich, wo sie sich befand.

Die Hütte knackte und krachte. Sie würde in Kürze zusammenbrechen. Mr. Silver versuchte, dem Brand mit seiner Silbermagie beizukommen. Ich nahm aus den Augenwinkeln wahr, wie sich Borams Gestalt ausdehnte. Ja, das war die einzige Chance, die er hatte. Das Dach war nicht vollkommen dicht. Wenn Borams Gestalt sich ausdehnte, konnte sie durch die dünnsten Ritzen entweichen. Ich hoffte, daß der Nessel-Vampir es schaffte. Doch ausgedehnt bot Boram der Hitze auch eine größere Angriffsfläche, das war der Haken.

Ich stürmte in Richtung Tür. Cruv nahm ich mit. Wir näherten uns der roten Feuerwand und katapultierten uns durch. Und landeten draußen im Dreck.

Auf dem Boden liegend drehte ich mich um. Einem Torpedo gleich kam Mr. Silver durch die Tür geschossen.

Und Boram? Hatte er es auch geschafft?

***

Es verbreitete sich wie ein Lauffeuer: Die Weissagung hatte sich erfüllt!

Man hatte vor Generationen eine Dagoba mitten im Dschungel errichtet, weil ein Prophet, dessen Namen heute niemand mehr kannte, es so verlangt hatte.

Die Dagoba – ein in halbkugelförmiger Auswölbung aus Steinen errichteter Kuppelturm – wurde dem weißen Dämon geweiht, der eines Tages hier erscheinen sollte.

Nun hieß es, der weiße Dämon sei endlich gekommen, das lange, geduldige Warten, das unermüdliche Beten habe sich gelohnt. Die Prophezeiung habe sich endlich erfüllt.

Die Taghs – Diebe und Seidentuchmörder – hatten endlich ihren dämonischen Gott. Ihre Freude darüber war so groß, daß sie ihre Aktivitäten steigerten. Unermüdlich stahlen die Diebe, doch sie taten es nicht mehr für sich, sondern für ihren weißen Dämon. Überall im Land stahlen sie zusammen, was glitzerte und funkelte, und brachten es in den Urwald, um sich mit ihrem Opfer die Gunst des dämonischen Gottes zu erkaufen.

Innerhalb kürzester Zeit füllte sich die Dschungel-Dagoba mit unschätzbaren Reichtümern.

Durch Zufall bekam Phil Campanella, ein britischer Journalist, davon Wind. Er war nach Sri Lanka gekommen, um Eindrücke für sein erstes

Buch zu sammeln. Das Blut des Abenteurers floß in seinen Adern, und als er zum erstenmal vom weißen Dämon hörte, wußte er, daß das sein Thema sein würde. Darüber wollte er schreiben. Eine Teufels-Dagoba mitten im Dschungel! Ein weißer Dämon, Gott der Diebe und Mörder! Das war der packende Rahmen, in den er seine teilweise wahre Geschichte stellen würde. Der Leser würde nicht merken, wo die Realität endete und die Fiktion begann. Geschickt würde Campanella Wahres mit Unwahrem verweben und ein Werk daraus machen, das man ihm aus den Händen reißen würde. Er hatte noch keine Zeile geschrieben, träumte aber bereits vom großen Geld, vom Ruhm, von einer Verfilmung seines Buches.

In einer Bar in der Nähe des Leuchtturms von Colombo lernte Campanella den Weltenbummler Mike O'Neill kennen. Zu vorgerückter Stunde waren die beiden so blau, daß sie kaum noch stehen konnten. In diesem Zustand erzählte Campanella seinem neuen Freund vom Schatz in der Teufels-Dagoba, und O'Neill erklärte sich sofort bereit, Campanella in den Dschungel zu begleiten. Er war an keiner heißen Story interessiert, und er war auch nicht darauf erpicht, eine Rolle in Campanellas Buch zu spielen. Ihm ging es einzig und allein um die Reichtümer der Taghs. Er wollte sich davon so viel wie möglich unter den Nagel reißen. Davon verriet er Campanella aber nichts. Ihm heuchelte er Interesse an der geheimnisumwitterten Kultur vor.

Er würde kein Verbrechen begehen, wenn er sich die Taschen mit Edelsteinen und goldenen Geschmeiden vollstopfte, denn was er den Dieben zu stehlen beabsichtigte, gehörte ihnen ja nicht. Schließlich hatten sie es selbst gestohlen.

Da die Expedition in den Urwald nicht ungefährlich sein würde, legte sich Mike O'Neill zwei sechsschüssige Revolver und reichlich Munition zu.

Als sie sich in der Bar wiedertrafen, zog sich in ihrer Nähe auf einer kleinen Buhne ein blondes Mädchen aus. Blaßblaue Rauchschleier hüllten sie ein. Sie bewegte sich mit der Geschmeidigkeit einer Schlange und ließ ihre Hüften lasziv kreisen.

O'Neill – bullig und breitschultrig, mit blondem Kraushaar – verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Die Kleine gefällt dir, was?«

Campanella fuhr sich mit gespreizten Fingern durch sein schwarzes Haar. »Sie hat eine großartige Figur.«

»Ihr Name ist Bridget Sanders.«

Campanella schaute seinen neuen Freund groß an.

O'Neill lachte. »Da staunst du, eh? Ich kann dir noch mehr über sie erzählen, wenn es dich interessiert. Sie ist eine Landsmännin von uns, kommt aus Liverpool, war eine Zeitlang als Fotomodell recht gut im Geschäft, bis sie drogenabhängig wurde. Indien war in ihren Augen

ein Paradies für Süchtige. Man hatte ihr erzählt, daß man das Rauschgift nirgendwo leichter und billiger bekommen könne als dort, und so pilgerte sie nach Bombay. Sie lebte mit einem süchtigen Jungen ein halbes Jahr zusammen und sah, wie er elendig zugrunde ging. Das war für sie ein so schwerer Schock, daß sie keine Drogen mehr anrührte. Sie verließ Bombay, und es verschlug sie hierher nach Colombo, wo sie das große Glück hatte, mich kennenzulernen.«

»Ach, du bist mit ihr befreundet?« fragte Campanella überrascht.

»Was dagegen?«

»Nein. Ich wundere mich nur, daß es dich nicht stört, daß sie sich vor so vielen Männern nackt auszieht.«

»Du wirst es nicht glauben«, sagte Mike O'Neill, »aber das ist eine völlig harmlose Sache. Anglotzen dürfen alle Männer sie, aber nicht anfassen. Dieses Recht steht nur mir zu. Sollte einer Bridget betatschen, schlage ich ihm die Zähne ein. Ich bin nämlich verknallt in die Mieze, und ich bin verdammt eifersüchtig. Jeder hat eben so seine kleinen Schwächen. Wer ist schon vollkommen, nicht wahr? Bridget möchte mitkommen«, fügte er nahtlos an.

Campanella zog die Augenbrauen unwillig zusammen. »Du hast mit ihr darüber geredet? Verdammt noch mal, ich habe dir doch ausdrücklich gesagt, du sollst es für dich behalten.«

»Ich habe mich daran gehalten«, behauptete O'Neill. »Bridget ist ein Teil von mir… Wo du hingehst, da will auch ich hingehen … Du verstehst? Bridget ist bereit, mir überallhin zu folgen. Wenn ich zu ihr sage: ›Baby, wir machen 'ne Fotosafari in die Hölle‹, sagt sie: ›Okay, Mike, wann soll's losgehen?‹ Dieses Mädchen hat keine Angst, Phil. Sie ist durch eine harte Schule gegangen, fürchtet weder Tod noch Teufel. Man sieht es ihr nicht an, aber sie ist bestimmt härter als so mancher Mann.«

Campanella schüttelte den Kopf. »Trotzdem… Unser Abenteuer ist gefährlich.«

»Das weiß Bridget«, sagte O'Neill.

»Sie dürfte die Gefahr unterschätzen.«

»Sie wird kein Hemmschuh für uns sein.«

»Die Taghs sind gnadenlose Killer!« gab Phil Campanella zu bedenken. »Wenn ihnen Bridget in die Hände fällt, machen sie kurzen Prozeß mit ihr. Willst du's riskieren, daß sie aus dem Urwald nicht mehr zurückkommt?«

»Es ist ihre Entscheidung«, sagte Mike O'Neill. »Wenn sie bereit ist, das Risiko auf sich zu nehmen, ist es mir recht. Sie kommt mit, Phil. Ich lasse sie nicht allein in Colombo zurück. Ich will sie an meiner Seite haben. Entweder du bist damit einverstanden, oder die ganze Geschichte platzt, und Bridget und ich brechen allein in den Urwald auf.«

»Ihr habt keine Ahnung, wo sich die Teufels-Dagoba befindet«, sagte Campanella.
»Bist du sicher?« fragte O'Neill grinsend.
»Ich weiß es ja selbst nur sehr ungenau.«
O'Neill grinste breit. »Bridget kommt hier viel zu Ohren, wie du dir denken kannst. Es gibt immer wieder Idioten, die ihr imponieren wollen, und sie erzählen ihr Dinge, die sie keinem andern erzählen würden. Und da Bridget ein artiges Mädchen ist, gibt sie das alles an mich weiter. Vielleicht weiß ich bereits mehr als du über die Teufels-Dagoba.«
»Du bluffst«, sagte Campanella.
»Kann sein, aber weißt du es bestimmt?«
Es war die erste Kraftprobe zwischen Mike O'Neill und Phil Campanella, und O'Neill entschied sie für sich. Campanella resignierte und war damit einverstanden, daß O'Neill das Mädchen mitnahm, aber er rechnete damit, daß es dadurch zu Komplikationen kommen würde.
Und er sollte sich nicht irren.

***

Krachend stürzte die brennende Bambushütte in sich zusammen. Auf den Wald griff das magische Feuer nicht über. Es begnügte sich damit, die Hütte, in der wir Unterschlupf gefunden hatten, restlos zu zerstören. Wer hatte uns die Höllen-Hyäne geschickt? War es Yul gewesen? Ich blickte mich um. Wo war Boram?
Das Feuer erlosch, und Rauch stieg vom verkohlten Holz hoch.
»Boram!« rief ich.
Keine Antwort.
Ich wandte mich an Mr. Silver und Cruv. »Habt ihr Boram gesehen?«
Die beiden schüttelten den Kopf.
Mr. Silver kniff die perlmuttfarbenen Augen zusammen. »Wir müssen auf der Hut sein, Tony. Es scheint mir etwas höchst Unerfreuliches im Busch zu sein, und das im wahrster Sinne des Wortes.«
Ich bedeutete dem Hünen, der Sache auf den Grund zu gehen. Auch ich wollte das tun, und Cruv schärfte ich ein, sich an den Stamm eines gewaltigen Urwaldriesen zu kleben und sich für kurze Zeit nicht von der Stelle zu rühren.
»Sollte dir irgend etwas verdächtig erscheinen, schlägst du sofort Alarm, klar?« sagte ich zu dem Kleinen. »Halt die Augen offen.«
»Mach dir um mich keine Sorgen, Tony«, erwiderte der Gnom. »Ich komm' schon nicht unter die Räder.«
Mr. Silver entfernte sich. Er tauchte ein in die pechschwarze Nacht, verschwand in der dichten Dschungelwand. Ich ging in die entgegengesetzte Richtung, paßte höllisch auf, und hielt gleichzeitig

gespannt nach Boram Ausschau.

Einmal hatten wir alle schon gedacht, diesen ungewöhnlichen Freund verloren zu haben. Damals hatten wir befürchtet, er wäre einer Explosion zum Opfer gefallen, aber es war ihm gelungen, sich rechtzeitig davor in Sicherheit zu bringen. Ich hoffte, daß ihm das wieder gelungen war.

Mit dem Colt Diamondback in der Hand schlich ich durch den Urwald. Meine Füße tasteten sich behutsam vorwärts. Ich bog Zweige zur Seite, und fleischige Blätter glitten nahezu lautlos über meinen Körper. Ich haßte solche Situationen, die Ungewißheit. Es wäre mir lieber gewesen, dem Gegner gegenüberzustehen, ihn zu sehen – egal, wie stark er war. Das war immer noch besser, als keine Ahnung zu haben, wo er sich befand.

Vielleicht wäre es besser gewesen, Cruv zu raten, sich im Geländewagen einzuschließen, dachte ich. Aber wenn jemand sich schwarzer Magie zu bedienen verstand, fiel es ihm nicht schwer, eine Türverriegelung zu öffnen.

Ich hatte den Eindruck, daß sich vor mir etwas bewegte. Wenn mich nicht alles täuschte, zog es sich vor mir zurück. Ich blieb stehen – und lauschte. Nichts war zu hören, aber dieses unangenehme Gefühl wuchs weiter in mir.

Ich übersah einen Ast, stieß gegen ihn und erschrak. Beinahe hätte sich mein Zeigefinger im Reflex gekrümmt. In diesem Augenblick erkannte ich, wie sehr ich unter Strom stand.

Das fahle Licht des Mondes hatte es nicht leicht sich seinen Weg durch den dichten Laubbaldachin zu bahnen. Im Moment befand ich mich in fast absoluter Dunkelheit.

Und das Unheil, daß ich vor mir vermutete, braute sich ohne mein Wissen hinter meinem Rücken zusammen…

***

Cruv stand mit einsatzbereitem Dreizack da. Sein Gesicht, das einem Lederapfel glich, zeigte angespannte Züge; die großen dunklen Augen versuchten die Finsternis zu durchdringen.

Der Gnom hatte früh zu kämpfen gelernt, denn seine Heimat, die Prä-Welt Coor, war mit Gefahren gespickt. Vor allem ein Gnom hatte dort kaum eine Chance, eines natürlichen Todes zu sterben, und auch Cruv wäre auf der Strecke geblieben, wenn ihm nicht Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, das Leben gerettet hätte. [4]

Etwas geschah hinter dem Kleinen!

Magische Kräfte veranlaßten ein Schlinggewächs, sich vom Baum zu lösen. Der Urheber dieses magischen Befehls zeigte sich noch nicht.

Es genügte ihm, seine übernatürlichen Fähigkeiten einzusetzen.

Der grüne Parasit hob sich Millimeter um Millimeter. Lautlos

entfernte sich die Pflanze von der Rinde des riesigen Urwaldbaumes und schob sich unmerklich auf Cruv zu.

Der Gnom rechnete nicht mit einem so heimtückischen Angriff. Noch hätte er sich mit einem raschen Sprung vorwärts in Sicherheit bringen können.

Und dann war es zu spät! Blitzschnell schlang sich die armdicke Pflanze um die kleine Gestalt des Gnoms. Sie wand sich mehrmals um ihn und kam spiralenförmig an seine Kehle.

Cruv konnte sich nicht bewegen.

Die Pflanze hielt ihn wie ein Stahltroß fest.

Bevor sie ihm die Luft abschnürte, stieß er noch schnell einen Warnschrei aus, der in ein ersticktes Krächzen überging und gleich darauf verstummte.

Cruv war gefangen.

Er befand sich in der Gewalt eines Gegners, der es verstand, seine Fallen mit Hilfe von schwarzer Magie zu errichten.

***

Cruvs Schrei riß mich förmlich herum. Es schien keine gute Idee gewesen zu sein, ihn allein zu lassen. Plötzlich plagten mich Gewissensbisse. Ich rannte zurück, blieb aber trotz der Eile auf der Hut, um nicht in eine Falle zu tappen.

Beißender Brandgeruch schwebte mir entgegen. Ich folgte ihm und erreichte auf dem kürzesten Weg die verkohlten Überreste der Bambushütte.

Als ich Cruv sah, spannte sich meine Kopfhaut. Ein grünes Schlinggewächs drohte ihn zu erdrosseln. Ich wollte dem Gnom zu Hilfe eilen, doch darauf reagierte die Pflanze sofort. Sie zog sich noch fester um Cruv zusammen.

Ich blieb stehen. Der grüne Parasit lockerte sich ein wenig. Ich verstand. Wenn ich mich zu Cruv begab, würde dieser es büßen müssen. Deshalb blieb ich stehen.

Mr. Silver erschien erst jetzt. Er mußte sich weiter als ich von der abgebrannten Hütte entfernt gehabt haben. Ich rief ihm zu, ebenfalls stehenzubleiben.

Der Ex-Dämon sah mich verständnislos an, aber er begriff sehr schnell. Unser »unsichtbarer« Gegner hatte sich eine Geisel gesichert, um uns unter Druck setzen zu können.

Mr. Silver war so vernünftig, es nicht mit der Brechstange zu versuchen. Er ging nicht nach vorn, also auf Cruv zu, sondern nach links, und näherte sich mir.

Die Situation war nervtötend. Cruv befand sich in der Gewalt dieses Gewächses, das auf alles, was wir taten, unverzüglich reagierte, als hätte es Augen. Wir konnten nichts unternehmen, um unserem kleinen

Freund beizustehen und ihn aus seiner unangenehmen Lage zu befreien. Nicht einmal der raffinierteste Trick hätte hier einen Erfolg gebracht. Wir mußten abwarten. Unser Gegner mußte den nächsten Zug machen. Wir konnten nur hoffen, daß ihm dabei ein Fehler unterlief, der uns einen Angriff ermöglichte.

Solange wir reglos dastanden, ging es Cruv nicht schlecht – abgesehen davon, daß er sich nicht bewegen konnte.

»Okay!« rief ich zerknirscht in den finsteren Dschungel. »Du hast die besseren Trümpfe in der Hand! Und was nun?«

Ich hätte ebensogut meine Worte gegen eine Wand richten können, denn niemand scherte sich darum. Ich warf Mr. Silver einen unsicheren Blick zu.

Der Ex-Dämon nickte kaum merklich. Das sollte wohl heißen: Er ist da. Du kannst dich darauf verlassen.

Aber noch ließ uns dieser verdammte Kerl zappeln. Cruv hatte unter dieser Situation natürlich am meisten zu leiden. Sein Schicksal war im Moment sehr ungewiß.

Bewegung im Unterholz.

Endlich! dachte ich und konzentrierte mich auf die Geräusche. Mein Colt Diamondback lag nach wie vor in meiner Hand, aber der Lauf der Waffe wies nach unten, und ich gedachte nicht, ihn zu heben und damit Cruv zu gefährden.

Mir fiel ein silbriges Flirren auf Mr. Silvers Haut auf. Das war ein untrügliches Zeichen dafür, daß der Ex-Dämon mächtig aufgeregt war. Seinem Gesicht war es nicht anzumerken. Seine Miene drückte eine stoische Ruhe aus, doch dieser Schein trog. Ich kannte den Hünen lange genug, um zu wissen, was tatsächlich in ihm vorging. Er wollte kämpfen. Bei der erstbesten Gelegenheit würde er zuschlagen, das stand fest.

Noch verdeckte das Unterholz die Sicht auf unseren Gegner, aber es konnte nicht mehr lange dauern, bis er neben dem Urwaldriesen auftauchte, vor dem sich Cruv befand.

Der nächste Schritt lüftete das Geheimnis. Die Blätter teilten sich und gaben den Blick auf einen Mann frei, den wir gut kannten und überhaupt nicht schätzten.

Das magische Theater war von Professor Mortimer Kull inszeniert worden!

***

Die Besprechung fand in Phil Campanellas Hotelzimmer statt. Mike O’Neill war gekommen und hatte Bridget Sanders mitgebracht. Er wollte, daß sich Campanella und das Mädchen mal beschnupperten, wie er sagte. Daß Bridget keine Heilige war, wußte Campanella schon lange, aber daß sie ein falsches Luder war, fiel ihm nicht sofort auf.

Sie tat zuerst sehr artig, ließ die Männer reden, erzählte, was sie in der Bar über die Dagoba der Taghs erfahren hatte, und schwieg dann. Aber ihre Augen sprachen Bände, und sie verhießen Phil Campanella eine ganze Menge, wenn Mike O'Neill es nicht mitbekam.

Mit Hilfe von Spezialkarten legten sie ihre Route durch den Dschungel fest. Mike O'Neill und Campanella kamen überein, welche Ausrüstung sie beschaffen mußten, und Bridget sagte ihnen, wo sie das Zeug günstig kaufen konnten.

O'Neill tätschelte grinsend ihren Schenkel. »Sie ist jetzt schon wertvoll für uns«, sagte er. »Du wirst dich noch wundern, was die Kleine so alles los hat.«

Bridget lächelte madonnenhaft. »Haben Sie etwas gegen Frauen, Mr. Campanella?«

»Absolut nicht«, antwortete der Journalist. »Ich bin alles andere als ein Frauenfeind. Ich finde nur, daß es Dinge gibt, die besser nur Männer tun sollten.«

O'Neill lachte. »Aber doch nicht im Zeitalter der totalen Emanzipation. Die Zeiten, wo eine Frau entweder an den Herd oder ins Ehebett gehörte, sind vorbei, Campanella. Wach auf. Sieh dir dieses Mädchen an. Bridget kann mit jedem Mann konkurrieren. Sie ist ausdauernd und zäh. Wer weiß, vielleicht machst sogar du früher schlapp als sie.«

Campanella musterte den atemberaubenden Körper, den er nackt schon kannte. »Die Taghs könnten es uns sehr übelnehmen, daß wir uns um Dinge kümmern, die uns ihrer Ansicht nach nichts angehen, Miß Sander.«

»Ich habe keine Angst vor den Taghs«, gab Bridget zurück.

»Mein Baby redet das nicht bloß so daher«, sagte O'Neill stolz. »Die meint es auch so. Wenn Bridget einem Tagh begegnet, ist nicht sie in Gefahr, sondern er. So, und nun will ich von euch dieses dämliche Sie nicht mehr hören. Wir gehören zusammen, sitzen von nun an alle im selben Boot, sind Freunde und Partner. Deshalb schlage ich vor, daß ihr du zueinander sagt und das Ganze mit einem Kuß besiegelt.«

Unter normalen Umständen hätte Phil Campanella nichts gegen einen Kuß gehabt, aber Bridget war ein Miststück, deshalb hätte er sich von ihr lieber ferngehalten.

»Nun mach schon!« drängte ihn O'Neill. »Genier dich nicht, Phil.«

»Vielleicht mag er mich nicht«, sagte Bridget.

O'Neill lachte schallend. »So ein Quatsch. Warum sollte er dich nicht mögen? Du bist eine Superbiene. Du gefällst ihm. Wahrscheinlich macht ihn das befangen. He, ist das der Grund? Stehst du auf Bridget?«

Campanella schluckte trocken. Er spürte, wie ihm heiß wurde. Anscheinend hatte er an diesem schönen, gefährlichen Mädchen

tatsächlich Feuer gefangen. Er schien sich darüber noch nicht klargeworden zu sein.

Er erhob sich. Verhöhnte ihn Bridget mit ihrem Blick? Nannten ihn ihre Augen einen Feigling?

»Na los doch!« verlangte O'Neill. »Tu so, als wäre ich nicht hier, Phil.«

Campanella begab sich zu Bridget. Er mochte die Art nicht, wie sie ihn anlächelte. Es war ein überheblicher Ausdruck in ihrer Miene. Sie fühlte sich ihm überlegen. Er hätte ihr gern bewiesen, daß sie das nicht war. Wenn O'Neill wirklich nicht hier gewesen wäre, hätte er ihr das Kleid vom Leib gerissen. Er hätte sie gepackt, aufs Bett geschmissen und…

Meine Güte, bin ich verrückt? durchzuckte es Campanella. Mit solchen Gedanken gefährde ich jetzt schon unser Unternehmen. Es hat noch nicht einmal begonnen. Wir befinden uns noch in Colombo. Wie wird das erst im Dschungel werden? Bridget wird ständig in meiner Nähe sein. Sie wird mich mit diesen verführerischen Blicken bombardieren. Ihre Nähe wird mich verrückt machen. Wie lange werde ich mich beherrschen können? Sie legt es offensichtlich darauf an, mich herumzukriegen. Merkt O'Neill das nicht? Ist er blind?

Er beugte sich über sie.

Sie lächelte ihr überhebliches Lächeln. »Nur Mut«, sagte sie mit ihrer rauchigen Stimme. »Ich beiße nicht.«

Mike O'Neill schüttete sich aus vor Lachen. »Nein, sie beißt wirklich nicht, Campanella, das kann ich bestätigen. Höchstens, wenn wir Liebe machen und ihr Verstand aussetzt. Da wird sie zum Tier.«

Es sollte nur ein kurzer Kuß werden, aber das ließ Bridget nicht zu. Sie schlang ihre Arme um Campanellas Nacken, um ihn festzuhalten, und er erschrak, als er spürte, wie sich ihre Zunge zwischen seine Lippen drängen wollte.

Er preßte die Lippen fest zusammen und richtete sich steif auf. »Hallo«, flüsterte sie triumphierend. »Ich bin Bridget.«

»Und er ist Phil«, rief O'Neill. Dann klatschte er zufrieden, rieb sich die Hände und sagte: »So, und von nun an duzt ihr euch.«

Bridgets Blick verfolgte Phil Campanella durch den Raum.

Das gibt Schwierigkeiten, dachte Campanella. Die lassen sich nicht vermeiden. Bridget legt es darauf an.

Noch hätte er sich von O'Neill und dem Mädchen trennen können, aber er brauchte jemanden, der ihn in den Dschungel begleitete, und irgendwo in seinem tiefsten Inneren befand sich eine Stimme, die ihn dazu verleiten wollte, Bridgets geheimes Angebot anzunehmen.

Sie brachen am nächsten Tag auf.

Ihr Ziel war Matale. Das waren auf der Straße über Kitulgala, Peradeniya und Kandy etwa vierhundert Kilometer.

Kandy ist die von Touristen am meisten besuchte Stadt Sri Lankas. Die Straße dorthin war in Ordnung. Durch Tropenhaine, vorbei an ausgedehnten Teeplantagen spulten Campanella und O'Neill mit ihrem Range Rover die Kilometer ab.

In Matale übernachteten sie in einem unscheinbaren Hotel. Bridget Sanders wollte ein Zimmer für sich allein haben. Phil Campanella ahnte den Grund, Mike O'Neill jedoch nicht. Der Mann war schrecklich naiv.

Während Campanella und O'Neill noch einen Drink in der öden Bar nahmen, zog sich Bridget zurück. Sie sagte, sie wäre müde von der Fahrt, aber Campanella wußte, daß sie log. Der Blick, mit dem sie sich von ihm verabschiedete, verriet ihm: Wir werden uns heute nacht wiedersehen!

Campanella war im Moment noch unsicher. Wie würde er sich verhalten? Würde er den Verlockungen dieser Sirene erliegen? Wenn er sie abblitzen ließ, zog er sich ihren Haß zu, denn so etwas steckte sie bestimmt nicht einfach weg. Wenn er sie nicht abwies, und O'Neill kam hinter das Verhältnis, zog er sich dessen Haß zu. Wie immer er sich entscheiden würde, es würde nicht richtig sein.

Nach dem vierten Drink wußte Campanella, daß er Bridget keinen Korb geben würde.

O'Neill wollte eine neue Runde bestellen, doch Campanella sagte: »Für mich nichts mehr. Ich habe genug.«

O'Neill grinste. »Normalerweise verträgst du mehr, mein Freund.«

»Ich bin heute nicht in Form«, antwortete Campanella.

O'Neill nickte verständnisvoll. »Kann passieren.« Er orderte dennoch zwei Drinks und stellte beide Gläser vor sich hin. Über ihnen drehte sich ein großflügeliger Deckenventilator.

»Morgen geht's also in den Dschungel«, sagte O'Neill und leerte eines der beiden Gläser.

Campanella blickte sich hastig um, um sich zu vergewissern, daß ihr Gespräch nicht belauscht wurde.

»Du bist nervös«, stellte O'Neill fest. »Mich regt die Angelegenheit noch nicht auf.«

»Wenn die Taghs Wind davon bekommen, welches Ziel unsere Expedition hat, kann es sehr leicht passieren, daß sie sich bereits hier um uns kümmern. Sie können verdammt gut mit dem Seidentuch umgehen, wie du weißt.«

O'Neill lachte. »Zum Glück weiß ich es nicht aus eigener Erfahrung.«

»In diesem Fall würdest du nicht mehr leben.«

»Mir soll kein Tagh in die Nähe kommen«, knurrte Mike O'Neill grimmig. »Ich habe zwei Revolver, und ich würde keine Sekunde zögern, einen der Kerle mit Blei vollzupumpen.«

»Du scheinst keine Ahnung zu haben, wie perfekt diese lautlosen

Killer sind« sagte Campanella. »Besser, du hältst den Mund und trinkst nicht soviel.« Er erhob sich. »Ich gehe jetzt auch ins Bett. Morgen beginnen die Strapazen. Da sollten wir alle drei ausgeruht sein.«

»Keine Sorge, das werde ich sein«, sagte O'Neill. »Ich brauche nicht viel Schlaf.«

Campanella verließ die Bar.

Wenig später betrat er sein Zimmer, und als er Licht machte, sah er, daß Bridget in seinem Bett lag. Soweit er sehen konnte, war sie nackt.

»Hallo, Großer. Ich habe auf dich gewartet«, sagte sie träge, hob den Kopf und stützte ihn mit der Hand.

»Ich dachte, du bist müde.«

»Du weißt, daß es nur ein Vorwand war«, gab Bridget zurück. »Zieh dich aus und komm zu mir, damit ich nicht einschlafe. Ich wette, du weißt, wie man kleine Mädchen wachhält. Ich mag dich. Du gefällst mir.«

»Und Mike?« fragte Campanella.

»Mike ist nicht übel, aber er reicht mir nicht«, sagte Bridget. Ihre Offenheit schockierte Campanella. »Ich brauche mehr, verstehst du? Ein Mann allein schafft das nicht.«

Er löschte das Licht.

»Komm her!« flüsterte Bridget. »Ich helfe dir beim Ausziehen.«

Es pochte heiß zwischen seinen Schläfen, während er sich dem Bett näherte. Es ist Wahnsinn, dachte er. Wenn O'Neill erfährt, was ich mit seiner Freundin mache, erschießt er mich. Aber da waren Bridgets fordernde, suchende Hände, die ihn berührten und ihn seine Vernunft über Bord werfen ließen.

Sie half ihm nicht beim Ausziehen. Er brauchte überhaupt nichts zu tun. Bridget war sehr flink – und dann lag er neben ihr und nahm sie in seine Arme. Er spürte die Hitze ihres aufregenden Körpers, und ihm brach der Schweiß aus allen Poren. Noch nie war er mit einem so schönen Mädchen zusammengewesen. Er sagte es ihr, und sie kicherte. Sie drängte sich an ihn und sagte ihm, was sie gern hatte. Sie ließ alles mit sich geschehen, und nicht nur das. Wenn er zögerte, übernahm sofort sie die Initiative.

Doch plötzlich wurde sie – anders. Mit einem Mal war sie nicht mehr mit dem, was er machte, einverstanden. Sie keuchte ihm keine verrückten Kosenamen mehr ins Ohr, sondern fing an, sich zu wehren. Er dachte, es wäre ein Trick von ihr, ihn noch schärfer zu machen.

»Nein!« rief sie. »Nicht! Hör auf! Was fällt dir ein?«

Er lachte und wandte sanfte Gewalt an.

»Laß mich!« rief Bridget. »Du Schwein! Mike…!«

»Mike ist nicht hier«, sagte Campanella lachend.

»Irrtum, Mike ist hier, du verdammter Bastard!« knurrte plötzlich jemand im Raum.

Campanella schnellte entsetzt herum – und da stand tatsächlich Mike O'Neill, schwankend, sturzbetrunken, mit einem Revolver in der Hand!

***

Bridget Sanders sprang aus dem Bett. »Er… er hat mich unter einem fadenscheinigen Vorwand in sein Zimmer gelockt, und ich dumme Kuh bin darauf hereingefallen. Ich dachte, er wäre dein Freund, ich könne ihm trauen, aber er fiel über mich her … Oh, Mike, es war schrecklich.«

O'Neill forderte sie auf, sich anzuziehen. Sie raffte hastig ihre Sachen auf und verschwand im Bad.

Mondlicht flutete durch die offene Terrassentür, durch die O'Neill Campanellas Zimmer betreten hatte. »Dafür lege ich dich um!« knurrte Mike O'Neill ganz hinten in der Kehle.

»Laß dir erklären…«

»Die Situation war eindeutig. Da gibt es nichts zu erklären«, fauchte O'Neill. »Spar dir den Atem, du kannst dich nicht herausreden.«

»Hör mal, du glaubst doch nicht, was Bridget gesagt hat. Sie lügt.«

O'Neill starrte den Journalisten verächtlich an. »Du hast nicht einmal den Mut, für das, was du getan hast, geradezustehen.«

»Ich war von Anfang an dagegen, daß du Bridget mitnimmst«, sagte Campanella. »Ich wußte, daß das zu Komplikationen führen würde, aber du mußtest ja unbedingt darauf bestehen, daß sie mitkommt.«

»Ich konnte nicht wissen, was für ein Dreckschwein du bist«, herrschte ihn O'Neill an. »Die erstbeste Gelegenheit nimmst du wahr, um meine Freundin herumzukriegen, obwohl du weißt, daß ich sie liebe. Es hat dich nicht im mindesten gekümmert. Der dämliche Mike merkt das sowieso nicht, wie? Aber so blöd, wie du mich einschätzt, bin ich denn doch nicht. Los, zieh dich an!«

»Weshalb?« fragte Campanella.

»Du verläßt mit mir das Hotel!«

»Und wenn ich mich weigere?« fragte Campanella mit belegter Stimme.

»Dann lege ich dich gleich hier um. Es würde mir nichts ausmachen.«

»Mike…«

»Halt's Maul und zieh dich an!« schrie O'Neill.

Campanella gehorchte.

»Bridget ist trotz allem, was sie hinter sich hat, immer noch ein recht naives Mädchen«, sagte O'Neill.

»Die und naiv«, erwiderte Campanella bitter. »Daß ich nicht lache.«

»Wäre es dir sonst gelungen, sie hinters Licht zu führen?«

»Mike, ich schwöre dir, das Ganze ging nicht von mir aus. Als ich in mein Zimmer kam, lag Bridget nackt in meinem Bett!«

O’Neill konnte sich nicht mehr beherrschen. Er schlug mit der Waffe zu. Halb angezogen fiel Campanella aufs Bett. »Ich dulde nicht, daß du Bridget schlechtmachst!« stieß O’Neill aggressiv hervor.

Er befahl Campanella, sich weiter anzuziehen. Bridget blieb im Bad, dort war sie sicherer. O’Neill stieß Campanella vor sich her durch die Tür hinaus auf die Terrasse.

»Du kannst mich nicht umlegen«, sagte Campanella, während sie auf einen Kokospalmenhain zugingen. »Du brauchst mich.«

»Ich habe Bridget«, entgegnete O’Neill. »Sie wird dich ersetzen.«

Sie verschwanden zwischen den hohen Palmen.

Irgendwann sagte Mike O’Neill: »Stop!«

Phil Campanella blieb stehen.

»Hast du noch einen letzten Wunsch?« fragte O’Neill.

Dicke Schweißtropfen glänzten auf Campanellas Stirn. Verdammt, er wird es wirklich tun! dachte er entsetzt.

»Kann ich… Kann ich eine Zigarette haben?« fragte er heiser.

»Klar, man ist schließlich kein Unmensch«, antwortete O’Neill und trat näher. Er hielt Campanella die Packung hin. Dieser fingerte ein Stäbchen heraus, und als ihm O’Neill Feuer geben wollte, griff er ihn an.

Jetzt kam es ihm zugute, daß er nicht so viel getrunken hatte wie Mike O’Neill, dessen Reflexe sehr lahm wurden.

Aus der Drehung schlug Campanella zu. Seine Faust traf genau den Punkt des Gegners. O’Neill fiel gegen eine Palme. Er schien völlig vergessen zu haben, daß er einen Revolver in der Hand hielt. Ehe er sich der Waffe besann versuchte Campanella sie ihm zu entwinden. Sie kämpften verbissen. Campanella schlug immer wieder mit der Faust auf O’Neill ein. Zweimal sackte Mike O’Neill auf die Knie, aber er kämpfte sich jedesmal wieder hoch und versuchte, mit gemeinen Tritten zu einem Erfolg zu kommen.

Campanella zahlte es ihm mit gleicher Münze zurück. O’Neill stöhnte auf und krümmte sich. Campanella drehte ihm den Arm auf den Rücken und zwang ihn, die Waffe loszulassen.

Jetzt gehörte der Revolver ihm! Phil Campanella fackelte nicht lange. Er fällte den Mann mit einem kompromißlosen Schlag.

O’Neill landete auf dem Boden. Schwer angeschlagen wälzte er sich auf den Rücken und starrte Campanella mit glasigen Augen an. Campanella hielt ihn mit dem Revolver in Schach.

»Drück ab!« verlangte O’Neill krächzend. »Eine solche Chance kriegst du nie wieder!«

Campanella ließ die Waffe langsam sinken.

»Bist du zu feige, mich zu erschießen?« höhnte O’Neill.

»Ich bin kein Killer«, gab Campanella zurück und schob den Revolver in seinen Gürtel. »Außerdem brauche ich dich. Ich möchte diese

Expedition nicht abbrechen. Wir werden die Teufels-Dagoba gemeinsam suchen.«

»Na schön«, knurrte O'Neill und stand langsam auf. »Vereinbaren wir einen Waffenstillstand. Ich werde dir helfen, die Dagoba zu finden, und ich werde bis dahin nichts mehr gegen dich unternehmen, aber danach wirst du verdammt auf der Hut sein müssen. Du wirst mir nicht mehr den Rücken zukehren und kein Auge schließen dürfen, denn sowie ich meine Chance erkenne, werde ich sie nützen!«

***

Mortimer Kull – der Neo-Dämon! Er hatte die Höllen-Hyäne geschaffen und in die Bambushütte geschickt, damit sie sie in Brand setzte. Nach wie vor stand nicht fest, ob Boram diesem Feueranschlag zum Opfer gefallen war oder überlebt hatte. Da der grüne Parasit unseren Freund Cruv gefangenhielt, konnten wir nichts gegen Kull unternehmen. Uns waren die Hände gebunden. Darauf hatte er es angelegt. Kull hatte uns gefahrlos gegenübertreten wollen.

Er war ein großer blonder Mann mit einem intelligenten Gesicht. Er sah gut aus, und wer ihn nicht kannte, wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß ein kranker, größenwahnsinniger Geist in diesem Körper steckte.

Er war schon als Mensch einer unserer erbittertsten und unangenehmsten Feinde gewesen, doch mittlerweile hatte er sich selbst zum Dämon gemacht, und unsere Aufgabe wäre es gewesen, ihn zu vernichten.

Er beobachtete uns genau. Mr. Silver fiel es bestimmt genauso schwer wie mir, sich zu beherrschen. Mit Kull war nicht zu spaßen. Cruv wäre im Handumdrehen tot gewesen, wenn wir auch nur den Versuch unternommen hätten, den dämonischen Wissenschaftler anzugreifen.

»Wie ich sehe, hast du mein Telegramm erhalten, Tony Ballard«, sagte Mortimer Kull.

»Laß Cruv los!« verlangte ich hart.

»Ich kann euch nicht trauen. Ich muß mich vor euch schützen«, sagte Kull.

»Wenn wir dir versprechen, nichts zu unternehmen, gibst du dann den Gnom frei?« wollte ich wissen.

»Ich würde es mir auf jeden Fall reiflich überlegen und eventuell sogar ernsthaft in Betracht ziehen«, gab Mortimer Kull zurück.

Ich wandte mich an Mr. Silver. »Was sagst du?«

»Ich greife nicht an«, sagte der Ex-Dämon.

Ich schob demonstrativ meinen Colt Diamondback in die Schulterhalfter. »Genügt das?« fragte ich. »Wir sind hier, um mit dir am selben Strang zu ziehen, weil uns Yul genauso ein Dorn im Auge ist wie dir.«

Mortimer Kull kniff die Augen zusammen. Er dachte kurz nach. Dann nickte er. »Vielleicht kann ich euch trauen. Aber ich warne euch! Solltet ihr mich hintergehen, werdet ihr es bitter bereuen. Vielleicht habe ich für meine Sicherheit noch andere Vorkehrungen getroffen.«

Ich hatte plötzlich das Gefühl, meine Haare würden zu Berge stehen.

Ich sah Boram!

Einerseits freute ich mich, ihn wohlbehalten wiederzusehen, anderseits entsetzte mich sein unvermitteltes Erscheinen.

Er stand hinter Kull!

Und er schickte sich an, den Professor anzugreifen!

Wenn er das tat, war Cruv verloren!

***

Von nun an war ihr freundschaftliches Verhältnis stark belastet. Sie waren innerlich ständig angespannt, die Atmosphäre war vergiftet. Bridget mied Campanellas Blick. O'Neill beobachtete Campanella manchmal sehr argwöhnisch. Nach wie vor glaubte er Bridgets Version. Was ihm Campanella erzählt hatte, hielt er für eine abgefeimte Lüge. So etwas konnte seiner Ansicht nach nur einem Journalisten einfallen.

O'Neill war fest entschlossen, Campanella zu töten, aber erst, nachdem er mit dessen Hilfe die Dschungel-Dagoba gefunden hatte.

Was Campanella sich erlaubt hatte, schrie nach Vergeltung!

O'Neill träumte vom großen Reichtum. Perlen, Edelsteine, goldene Geschmeide würden ihm und seiner Freundin in die Hände fallen. Sie würden mitnehmen, soviel sie tragen konnten. Sollte es möglich sein, mit dem Range Rover nahe genug an die Dagoba heranzufahren, würde O'Neill das Fahrzeug randvoll mit all diesen Kostbarkeiten anfüllen.

So viel Glück hat der Mensch nur einmal im Leben, sagte er sich, und er war entschlossen, es zu nützen. Irgendwo würde er den Schatz der Taghs zu Geld machen, und dann würde er schwerreich sein – und Bridget auch. Er wußte noch nicht, ob er mit ihr auf Sri Lanka bleiben würde. Wenn man viel Geld besitzt, steht einem die Welt offen.

Sie waren früh am Morgen aufgebrochen, und nun fuhren sie seit mehreren Stunden schon durch den immer dichter werdenden Urwald. Die Insekten waren lästig, die schwüle Hitze drückend. Campanella hatte den Revolver, den er O'Neill abgenommen hatte, nicht mehr zurückgegeben. Die Waffe steckte nach wie vor in seinem Gürtel. Er fotografierte viel und machte sich immer wieder Notizen. Ursprünglich hatte er nicht die Absicht gehabt, Bridget in seinem Buch ein Kapitel zu widmen, wie es ihm O'Neill vorgeschlagen hatte. Inzwischen hatte er beschlossen, seine Erlebnisse mit O'Neill und Bridget in die Story einfließen zu lassen.

Zu Mittag – als die Hitze zur unerträglichen Qual geworden war – machten sie eine zweistündige Rast. Phil Campanella schlug mit seinem Buschmesser einen schattigen Platz für sich frei. Nur für sich. Für Bridget oder O'Neill rührte er keinen Finger. Wenn sie auch im Schatten rasten wollten, sollten sie selbst etwas dafür tun. Er war schließlich nicht ihr Kammerdiener.

Sie aßen jeder für sich. Campanella, trank Tee, um seinen Durst zu löschen, und dann legte er sich auf den Boden, um ein wenig zu dösen. Er wußte, daß es im Unterholz des Dschungels Giftschlangen gab – Kobras, Vipern und Klapperschlangen –, aber er versuchte, nicht an diese Gefahr zu denken, sonst hätte er sich nie mehr aus dem Wagen gewagt.

Ein dicker Ast hing über Campanella.

Jedenfalls konnte man das im ersten Moment meinen, aber bei genauerem Hinsehen war zu erkennen, daß der Ast nach unten »wuchs«. Er strebte dem dösenden Mann entgegen.

Der Ast war eine gefährliche Python!

Campanella wußte nicht, in welcher Gefahr er schwebte. Auch Bridget Sanders und Mike O'Neill hatten keine Ahnung.

Bridget lehnte an einem Baum. Sie war froh, daß ihr Mike O'Neill geglaubt hatte, und sie war entschlossen, von nun an die Finger von Phil Campanella zu lassen. Ein zweitesmal wäre die Sache mit Sicherheit nicht gutgegangen. Es war vernünftiger, wenn sie ihre Leidenschaft ein wenig im Zaum hielt.

O'Neill hatte es sich neben ihr bequem gemacht. Sein Kopf ruhte in ihrem Schoß. Sie kraulte sein blondes Haar. Er dachte, es wäre eine Liebkosung, aber sie tat es ohne Gefühl, völlig gedankenverloren. Sie dachte sich überhaupt nichts dabei.

Etwas anderes beschäftigte sie: Der Schatz!

Wenn sie ihn wiedergefunden hatten, konnte sich vieles in ihrem Leben ändern. Bridget fragte sich, ob sie mit Mike zusammenbleiben sollte. Es gab tollere Männer als ihn. Wenn Bridget ihn hereinlegte, gehörte ihr alles, was sie aus der Dagoba holten, allein. Es faszinierte sie, mit niemandem teilen zu müssen. Seit ihrer frühesten Jugend war sie immer nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht gewesen. Warum sollte sie sich ändern? Mike zuliebe? Er war nur eine Episode in ihrem Leben. Männer wie Mike waren austauschbar. Wenn man von ihnen genug hatte, gab man ihnen den Laufpaß und legte sich den nächsten feurigen Liebhaber zu. Bridget war seiner schon ein wenig überdrüssig. Er erhob zu große Besitzansprüche auf sie, und das gefiel ihr nicht. Außerdem war der Reiz des Neuen bereits verblaßt. Bald würde es mit Mike langweilig werden. Bevor es dazu kam, wollte sich Bridget von ihm trennen. Sie haßte nichts mehr, als sich mit einem Mann zu langweilen.

Die Python baumelte einen halben Meter über Campanella. Ihr dicker Körper kam noch weiter nach unten. Der verhältnismäßig kleine Kopf hob sich ein Stück.

Es war Zufall, daß Campanella die Augen öffnete.

Als er die Riesenschlange über sich sah, traf ihn vor Schreck fast der Schlag. Er hatte nicht den Mut, sich zu bewegen. Das Buschmesser lag zwar in Griffnähe, aber wenn er die Hand danach ausgestreckt hätte, hätte sich die schwere Schlange wahrscheinlich auf ihn fallen lassen.

Campanella dachte an O'Neills Revolver, aber er wagte nicht, ihn aus dem Gürtel zu ziehen. Er lag da, als wäre er von Totenstarre befallen. Sein Herz raste, und der Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Seine Kehle war so eng, daß er O'Neill nicht rufen konnte. Er versuchte es nicht einmal, um die Python nicht zu reizen. Er konnte nur hoffen, daß sich die Riesenschlange bald zurückzog.

Es war Bridget Sanders, die die Katastrophe auslöste.

Sie bemerkte die Python und stieß einen krächzenden Schrei aus. Damit veranlaßte sie die Riesenschlange, sich fallenzulassen. Schwer landete das große Reptil auf Phil Campanella.

Die Riesenschlange begrub ihn förmlich unter sich.

Bridgets Schrei hatte O'Neill alarmiert. Er setzte sich verwirrt auf. »Verdammt!« entfuhr es ihm, als er die Python sah, und er griff sogleich zum Buschmesser.

Nervös sprang er auf. Sie waren hier im Urwald aufeinander angewiesen, deshalb stand O'Neill dem unter der Python liegenden Mann bei. Die Starre wich aus Campanellas Körper, sobald die Riesenschlange auf ihn fiel. Er versuchte, von dem Tier wegzukommen, wälzte sich nach links, aber er konnte nicht aufspringen, denn die Python drückte ihn auf den Boden. Sie wand sich um ihn, wollte ihn erdrücken.

»O'Neill!« röchelte Campanella in seiner Verzweiflung.

»Du hast Glück, daß wir uns nicht auf dem Rückweg befinden«, zischte Mike O'Neill und schlug mit dem Buschmesser zu. Er brachte der Riesenschlange einige unbedeutende Verletzungen bei, die das Tier nur noch aggressiver machten. Campanellas Rippen knackten.

»Hilf mir, O'Neill… hilf!« schrie er.

Mike O'Neill versuchte, den Kopf des Tiers zu erwischen. Zweimal griff er daneben, aber beim drittenmal schlossen sich seine Finger knapp hinter dem Kopf um die Schlange.

Das Buschmesser surrte, und dann warf O'Neill den Schlangenkopf ins Unterholz. Dennoch dauerte es fast fünf Minuten, bis O'Neill Phil Campanella befreit hatte.

Schwer keuchend erhob sich Campanella. Angewidert blickte er auf die tote Riesenschlange. O'Neill rammte sein blutiges Buschmesser in den Boden und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht.

»Danke«, sagte Phil Campanella, nachdem er sich etwas erholt hatte. Er streckte O'Neill die Hand entgegen, doch dieser übersah sie. Er zog sein Buschmesser aus dem Boden, begab sich zum Wagen und sagte:

»Wir sollten weiterfahren. Ich möchte nicht länger mit dir zusammen sein, als es unbedingt nötig ist.«

Er wischte das Blut mit dicken, großen Blättern von der Klinge und verstaute das lange Messer im Range Rover.

Campanella hatte gehofft, daß sich O'Neills Haß mit der Zeit legen würde, doch nun glaubte er, daß er diese Hoffnung begraben konnte. Mike O'Neill war sein Feind!

»Ich habe dir gestern dein Leben gelassen«, sagte Phil Campanella. »Du hast mir meines heute gerettet. Wir sind quitt.«

»O nein, quitt sind wir noch lange nicht«, erwiderte O'Neill rauh. »Da ist noch eine Rechnung offen. Ich werd's bestimmt nicht vergessen, darauf kannst du dich verlassen.«

Sie stiegen in den Range Rover und setzten die beschwerliche Fahrt fort.

Sie hatten den Urwald in Planquadrate eingeteilt und suchten systematisch und unermüdlich die Dagoba der Taghs. Manchmal hatten sie den Eindruck, ihrem Ziel ganz nahe zu sein, doch jedesmal zerplatzte ihre Hoffnung wie eine hauchdünne Seifenblase.

Es begann zu dämmern, und sie sahen sich nach einem geeigneten Schlafplatz um. Mit ihren Buschmessern schlugen sie sich den Weg frei, während ihnen Bridget Sanders mit dem Range Rover langsam folgte.

»Überall, wo wir hinkommen, hinterlassen wir Spuren«, knurrte O'Neill ärgerlich. »Die Taghs nicht. Oder hast du schon eine Spur entdeckt?«

»Die Taghs sind mit keinem Wagen zur Dagoba unterwegs«, gab Campanella zurück. »Sie gehen zu Fuß. Sie schlüpfen buchstäblich durch den Dschungel.«

»Es gibt bestimmt Pfade, die zur Dagoba führen.«

»Wahrscheinlich bemerkt man sie erst, wenn man schon draufsteht«, sagte Campanella. »Sie sind bestimmt total zugewachsen.«

Sie verkrochen sich mit dem Wagen im Unterholz, um nicht zufällig entdeckt zu werden, und sie verzichteten auf Licht, denn damit hätten sie sich verraten.

Mike O'Neill befestigte für Bridget und sich Hängematten zwischen Bäumen, nachdem er alles Grünzeug, das ihn störte, ringsherum abgeschlagen hatte. Er bereitete die Moskitonetze vor, und plötzlich zuckte er in Gedankenschnelle in die Hocke.

Er hatte zwei Taghs gesehen, die nicht weit von ihm entfernt einem Pfad folgten. O'Neill warnte Bridget und Campanella mit Handzeichen. Das Mädchen versteckte sich hinter dem Range Rover.

Phil Campanella huschte zu O'Neill.
»Endlich eine Spur«, flüsterte er aufgeregt.
Die Taghs trugen lange Gewänder und einen Turban auf dem Kopf.
»Die gehen dorthin, wohin auch wir wollen«, raunte O'Neill.
Im Moment zählten die persönlichen Ressentiments nicht. Beide Männer freuten sich über die Möglichkeit, die ihnen der Zufall bot: Wenn sie den Taghs folgten, würden sie zwangsläufig auf die Dschungel-Dagoba stoßen.
An Schlaf dachten sie nicht mehr. O'Neill winkte Bridget zu sich. »Wir müssen hinterher«, flüsterte er.
»Wir dürfen sie nicht aus den Augen verlieren«, sagte Phil Campanella.
Sie hefteten sich an die Fersen der Taghs. Der Pfad schlängelte sich, kaum erkennbar, durch den dichten Urwald. Die Taghs hatten es nicht eilig. Dennoch hatten ihre Verfolger Mühe, dranzubleiben. Bridget Sanders, Mike O'Neill und Phil Campanella bemühten sich, kein Geräusch zu verursachen.
Sie wollten nicht, daß die Seidentuchmörder auf sie aufmerksam wurden und sich blitzschnell irgendwo auf die Lauer legten.
Etwa zwanzig Minuten folgten sie den bronzehäutigen Männern. Dann lachte Phil Campanella das Herz im Leibe. Mitten im Urwald ragte eine steinerne Kuppel auf. Sie war teilweise überwuchert von Kletterpflanzen. Silbriges Mondlicht ergoß sich darüber, und der Betrachter hatte den Eindruck, daß hier jahrzehntelang kein Mensch mehr gewesen war, doch der Schein trog. Seit kurzem pilgerten die Taghs aus allen Himmelsrichtungen hierher, um dem weißen Dämon ihre Opfer darzubringen.
»Kaum zu glauben«, sagte Mike O'Neill mit Augen, in denen die Gier funkelte. »Wir haben die Dagoba gefunden, wir stehen direkt davor. Ich hatte befürchtet, wir würden noch wochenlang nach ihr suchen.«
Für Campanella hatte diese Entdeckung einen anderen Wert als für Bridget Sanders und Mike O'Neill. Er hatte nicht die Absicht, die Taghs zu bestehlen. Er war nur begierig, jenen geheimnisvollen weißen Dämon zu sehen. Vielleicht ergab es sich, daß er ihn fotografieren konnte. Die Aufnahmen würden einer Sensation gleichkommen. Campanella sah sie schon in seinem Buch. Er hatte bereits ein klares Sujet im Kopf. Er wußte, an welcher Handlung er seine Beobachtungen aufhängen konnte.
Die Dagoba bestand aus einem terrassenförmigen Unterbau, der Maluva genannt wurde. Er war von mehreren Säulen und Portalen umgeben, die man Vahalkada nannte, und darauf ruhte die eigentliche Dagoba, der Dom. Auf ihm befand sich eine quadratische Plattform, die von einer Kotha, einem konischen Spiralaufbau, gekrönt wurde.
»Da drinnen wohnt der Teufel«, sagte O'Neill. »Er ist gekommen, um

die Diebe und Seidentuchmörder zu beschützen. Von nun an wird auf Sri Lanka mehr gestohlen und gemordet werden als bisher. Vielleicht ist es vernünftiger, schon bald von hier zu verschwinden.«

Die Taghs waren nicht mehr zu sehen. Höchstwahrscheinlich befanden sie sich in der Teufels-Dagoba. Wie viele von ihnen sich noch in der Kuppel aufhielten, würden Bridget Sanders, Mike O'Neill und Phil Campanella erst wissen, wenn sie ebenfalls drinnen waren.

»Weiter«, sagte Campanella und pirschte sich näher an die Steinkuppel heran. Im Schutz hoher Büsche erreichten sie unbemerkt das Urwald-Bauwerk. Die Taghs schienen es nicht für nötig zu halten, es zu bewachen.

Sie schienen nicht damit zu rechnen, daß jemand den Mut hatte, sich hierher zu wagen. Schließlich hatten die Taghs keinen guten Ruf. Man konnte ihre Dienste mieten. Wenn man jemanden aus dem Weg geräumt haben wollte, gab man ihnen Geld, und sie erledigten ihre Aufgabe schnell und lautlos. Ungezählte unaufgeklärte Morde gingen auf ihr Konto, und nun, da der weiße Dämon zu ihnen gekommen war, würden sie mit Sicherheit dreister werden. Schlimme Zeiten standen Sri Lanka bevor.

Campanella eilte die Terrassenstufen hoch und verbarg sich hinter einer breiten Steinsäule. Bridget folgte ihm, sobald er ihr bedeutet hatte, daß die Luft rein war. Zuletzt kam Mike O'Neill, der es schon nicht mehr erwarten konnte, sich am Diebesgut der Taghs zu bereichern.

»Man möchte meinen, außer uns dreien gibt es hier weit und breit keinen Menschen«, murmelte O'Neill.

Campanella wollte weitergehen, zuckte aber gleich wieder hinter die Säule zurück, denn die Taghs, denen sie gefolgt waren, verließen die Dagoba soeben wieder.

Campanella wartete, bis der Dschungel sie aufgenommen hatte. Dann schlich er auf den Eingang der Dagoba zu. Dies war für ihn ein Augenblick von geradezu historischer Bedeutung. Er sog all die Eindrücke, die auf ihn einstürmten, in sich auf wie ein Schwamm. Wenn die Taghs, die eben gegangen waren, die einzigen, gewesen waren, die er zu Gesicht bekommen hatte, machte ihm das nichts aus.

Er war nicht scharf auf einen Kampf mit diesen heimtückischen Mördern.

Kälte schlug ihm entgegen, als er seinen Fuß in die Dagoba setzte.

In Eisenringen blakten Fackeln, die vielleicht von den beiden Taghs entzündet worden waren. Dazwischen hingen schwarze Ebenholzmasken an den Wänden. Sie stellten Dämonen dar, waren kontrasthafte Diener ihres weißen Herrn.

Bridget zog plötzlich die Luft scharf ein. O'Neill warf ihr einen nervösen Blick zu. Das Mädchen wollte zurückweichen – doch das war

nicht möglich! Auch Campanella stellte fest, daß er zwar vorwärts, aber nicht mehr rückwärts gehen konnte.

Eine geheimnisvolle Kraft schien daran schuld zu sein.

Der letzte, der diese Feststellung machte, war O'Neill. »Verdammt, was geht hier vor?« fragte er nervös. Sicherheitshalber zog er seinen Revolver.

»Du willst doch nicht im Ernst hier drinnen schießen«, sagte Campanella.

»Doch. Wenn es sich nicht vermeiden läßt«, knurrte O'Neill.

»Ein einziger Schuß würde sämtliche Taghs, die möglicherweise hier drinnen sind, auf uns aufmerksam machen«, gab Campanella zu bedenken.

»Also das ist mir wirklich ziemlich egal«, gab O'Neill zurück. »Wenn ich mich bedroht fühle, kracht es. So einfach ist das. Und jeder Tagh, der mir sein Seidentuch mit einem schönen Knoten um den Hals schlingen möchte, kriegt eine Kugel von mir verpaßt.«

O'Neill wollte nicht wirklich die Dagoba verlassen. Er unternahm nur einen Versuch, und der mißlang. Kein Lüftchen regte sich. Dennoch hatte O'Neill das Gefühl, sich gegen einen heftigen Sturm zu stemmen. Die Kräfte hielten sich die Waage, und so kam O'Neill nicht von der Stelle.

In alle anderen Richtungen konnte er sich ungehindert bewegen. Nur den Eingang konnte er nicht erreichen.

»Spinne ich? Was ist da los?« fragte O'Neill verwirrt.

»Wir haben es hier mit einer unsichtbaren Kraft zu tun«, sagte Campanella. »Mit einem starken Zauber wahrscheinlich.«

»Mit einem Zauber! So ein Blödsinn.«

»Hast du eine andere Erklärung?« fragte Phil Campanella. »Im Augenblick nicht«, gab O'Neill zurück. »Aber ich bin sicher, diese Nuß knacken zu können.« Er dachte an später, wenn er um etliche Kilogramm schwerer sein würde. Wenn er sich mit dem Schatz der Taghs abschleppte. Würde er die Dagoba dann auch nicht verlassen können? War er in dieser verfluchten Kuppel jetzt schon gefangen? Daran wollte er gar nicht denken. Ich komme hier raus, sagte er sich, und ich werde verdammt viele Klunker bei mir haben!

Sie vernahmen alle drei plötzlich ein leises Kratzen.

»Was war das?« fragte Mike O'Neill unruhig. Er blickte sich um, und sein Revolver schwang immer mit, wenn er sich drehte.

»Eine der Masken!« stellte Bridget fest. »Sie hat sich bewegt! Eben noch hing sie gerade an der Wand. Jetzt hängt sie schief.«

O'Neill winkte ab. »Das hat nichts zu bedeuten«, sagte er.

Aber er irrte sich. Es hatte sogar sehr viel zu bedeuten.

Es gab insgesamt sieben Masken, und eine nach der andern bewegte sich mit einemmal – bis alle sieben schief hingen.

»Das kann mich nicht beeindrucken«, behauptete O'Neill. »Da ist irgendein harmloser Trick dabei. Unsichtbare Fäden – ihr versteht? Und schon denkt ein einfaches Gemüt, hier geht es nicht mit rechten Dingen zu. Aber damit kann man höchstens Schwachsinnige erschrecken.«

Kaum hatte er ausgesprochen, da »sprang« die erste Dämonenmaske vom Haken und schwebte in der Luft.

»Und was sagst du dazu?« wollte Phil Campanella wissen.

»Die Taghs sind verspielt wie kleine Kinder«, sagte O'Neill, aber so überlegen, wie er sich gab, war er bei weitem nicht.

Campanella hatte ein unangenehmes Gefühl in der Magengrube. Die starre Oberfläche der Maske schien sich zu bewegen. Vielleicht war an dieser Bewegung auch nur der zuckende Fackelschein schuld.

Jetzt griff auch er zum Revolver. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Masken in wenigen Augenblicken angreifen würden. Wurden sie von jenem weißen Dämon gelenkt?

Eine Maske nach der andern verließ den Haken, und dann schwebten die grauenerregenden schwarzen Fratzen langsam heran.

»Ich durchschaue den Trick nicht«, sagte Mike O'Neill, »aber ich fresse einen Besen, wenn es keiner ist. Komm zu mir, Bridget. Bleib neben mir. Wir werden dem Spuk gleich ein Ende bereitet haben. Mach dir keine Sorgen.«

Bridget Sanders trat neben ihn und nagte an ihrer Unterlippe. Sie hatte so ein Phänomen noch nie erlebt. Schwebende Masken! Das war ihr unheimlich.

O'Neill gab nicht zu, daß auch er sich unbehaglich fühlte. Er überspielte seine Nervosität, indem er fast ununterbrochen redete.

Hinter einer der Masken kam ein unheimliches Knurren hervor. Phil Campanella schluckte trocken. Bridget stieß einen Laut aus, der sich wie ein Schluchzer anhörte.

»Hab keine Angst!« sagte O'Neill beruhigend zu ihr. »Ich bin bei dir. Es kann dir nichts passieren.«

Ganz deutlich erkannte Phil Campanella in diesem Moment, daß eine der Masken den Mund öffnete. Lange schwarze Zähne wurden sichtbar.

»Jetzt hab' ich's!« rief O'Neill aus. »Die Fackeln! Ihr Rauch ruft bei uns Halluzinationen hervor!«

»Du solltest dich allmählich damit abfinden, daß diese schwebenden Horrormasken eine Tatsache sind«, widersprach ihm Campanella. »Wir können nicht alle drei dieselbe Halluzination haben!«

Die Masken bildeten einen Kreis.

Und dann griffen sie an!

Der Teufel war plötzlich los.

O'Neill schoß. Seine Kugel hieb gegen das Ebenholz und riß es

auseinander. Die Maske zerbarst. »Na schön, dann ist es eben keine Halluzination!« schrie O'Neill. »Aber wir werden mit diesem Spuk fertig!«

Er schoß sofort auf die nächste Maske, und auch sie wurde von seiner Kugel zertrümmert. Phil Campanella hatte mit seinem ersten Schuß weniger Glück. Seine Kugel ging daneben und hieb gegen die Wand. Das Krachen der Detonationen pflanzte sich in der gesamten Kuppel fort, aber es erschienen keine Taghs. Hielten sie es nicht für nötig? Verließen sie sich auf die schwebenden Masken? Oder befanden sich zur Zeit keine Taghs in der Dschungel-Dagoba?

Die grauenerregende Maske riß ihr Maul weit auf, und im nächsten Moment biß sie zu.

Tief gruben sich ihre schwarzen Zähne in Campanellas Schulter. Der Journalist brüllte wie auf der Folter. Er taumelte, und der Revolver entfiel seiner kraftlos gewordenen Rechten.

Bridget hob die Waffe hastig auf. Sie zerstörte zwei Masken und eilte anschließend Phil Campanella zu Hilfe. Sie setzte der Maske, die sich in Campanellas Schulter verbissen hatte, den Lauf an die Holzstirn und drückte ab. Klappernd landete die zerbrochene Maske auf dem Boden. Zwei Masken existierten nur noch. Eine holte Mike O'Neill mit einem Meisterschuß aus der Luft. Die zweite flog auf seinen Nacken zu.

»M-i-k-e-!« schrie Bridget entsetzt.

Ihr Warnschrei veranlaßte ihn, sich fallenzulassen. Die Horrormaske verfehlte ihn knapp. Liegend richtete er den Revolver nach oben, und als die Maske ihn attackieren wollte, erledigte er sie mit der nächsten Kugel.

Phil Campanella knirschte mit den Zähnen. Er faßte sich vorsichtig mit der Linken an die rechte Schulter.

»Was habe ich gesagt?« tönte Mike O'Neill. »Der Spuk ist vorbei.«

Campanella lehnte sich kreidebleich an die Wand.

O'Neill hatte kein Mitleid mit ihm. Dennoch fragte er: »Hat es dich schlimm erwischt?«

»Ziemlich«, stöhnte Campanella. »Ich kann meinen Arm nicht mehr bewegen. Er ist völlig kraftlos.«

»Laß mal sehen«, verlangte O'Neill und begab sich zu ihm. »Bridget! Lade die Revolver nach!« Er gab dem Mädchen die Waffen und Munition. Während Bridget Sanders sich mit den Waffen beschäftigte – sie machte das so geschickt, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan –, öffnete O'Neill Campanellas Hemd.

»Vorsichtig!« ächzte dieser und zuckte heftig zusammen.

»Nun sei nicht so zimperlich, Mann!« sagte O'Neill rauh. »Mit Bridget bist du ja auch nicht gerade sanft umgesprungen. Schon vergessen? Ich nicht.«

O'Neill legte die Bißwunde frei.

Es sah aus, als wäre Phil Campanella von einem Gebiß aus Holzkohle verletzt worden. Die Wundränder waren pechschwarz, und das rote Blut hatte sich mit mehligem Kohlenstaub vermischt.

»Mit dem Arm kannst du nichts mehr anfangen«, stellte Mike O'Neill fest.

»Man muß die Wunde reinigen«, bemerkte Bridget.

Campanella drehte ihr sein schweißnasses Gesicht zu. »Danke für die Hilfe, Bridget«, sagte er tonlos.

»Mir kommen gleich die Tränen!« platzte O'Neill dazwischen. »Jetzt weiß er auf einmal, wie man sich benimmt. Reichlich spät fällt dir das ein.«

»Laß ihn, Mike«, sagte Bridget ärgerlich. Sie war ein Luder. Sie belog jeden und schreckte auch nicht davor zurück, O'Neill aufs Kreuz zu legen, aber wenn ein Mensch Schmerzen hatte, litt sie mit ihm. Sie begann zu bereuen, was sie in Matale ausgelöst hatte, und sie nahm sich vor, auf O'Neill einzuwirken, damit dieser seine Absicht, Campanella zu töten, aufgab.

»Wir haben nichts, womit wir die Wunde reinigen könnten«, sagte O'Neill.

»Er muß den Arm wenigstens in der Schlinge tragen«, sagte Bridget.

»Ach, solche Umstände ist er doch nicht wert«, sagte O'Neill und winkte ab.

Doch Bridget bestand darauf, daß sie Campanella eine Armschlinge machten.

O'Neill schnitt die beiden Ärmel von Campanellas Hemd ab, knüpfte sie zusammen, schlang sie um Campanellas Hals, und fertig war die Schlinge.

»Können wir endlich weitergehen?« fragte O'Neill ungeduldig.

»Weitergehen?« gab Campanella heiser zurück. »Nach dem, was wir gerade erlebt haben, sollten wir lieber trachten, so schnell wie möglich aus der Dagoba rauszukommen.«

O'Neill sah ihn wütend an. »Ich hör' wohl nicht richtig. Du hast auf einmal die Hosen voll, was? Ich dachte, du würdest dich für den weißen Dämon interessieren. Willst du ihn auf einmal nicht mehr sehen?«

»Es ist zu gefährlich, weiterzugehen«, sagte Campanella.

»Ach, Quatsch!« widersprach ihm O'Neill. »Du hast doch gesehen, wie einfach es ist, mit diesem lächerlichen Spuk fertigzuwerden. Wenn du nicht mitkommen willst, ist's mir recht. Dann bleibst du eben hier, und Bridget und ich gehen allein weiter. Ich lasse mir doch die Gelegenheit nicht entgehen, den Schatz zu holen.«

Campanella riß erschrocken die Augen auf. »Du willst was?«

»Was dachtest du denn, warum Bridget und ich uns dir angeschlossen haben? Deines hübschen Gesichts wegen? Wir hatten von allem

Anfang an die Absicht, hier abzusahnen. Bridget ist mit dabei, weil zwei Leute mehr tragen können als einer.«

»Wenn ihr die Taghs bestehlt, werden sie euch so lange jagen, bis sie euch haben«, sagte Campanella. »Und dann werden sie euch grausam töten.«

»Laß das getrost unsere Sorge sein«, erwiderte O'Neill grinsend. »Es ist ja keiner von den Burschen hier. Sie werden nicht wissen, daß man sie beklaut hat, und wenn sie doch draufkommen, weil sie Buch führen, können sie nicht riechen, wer es war. Vorwärts, Campanella! Der weiße Dämon wartet auf dich.«

O'Neill stellte es Phil Campanella frei, zu bleiben oder mitzukommen. Er nahm von Bridget die nachgeladenen Revolver in Empfang. Dann strebte er dem Zentrum der Dschungel-Dagoba zu.

Als er den großen Gebetsraum betrat, gingen ihm fast die Augen über. Er war fasziniert von diesem Funkeln und Gleißen, von der silbernen und goldenen Pracht, die die Taghs hier zusammengetragen hatten.

Campanella traute dem Frieden nicht. Er war nicht der Ansicht, daß die Dagoba verlassen war.

Dennoch beeindruckte auch ihn der immense Reichtum, den die Taghs innerhalb kurzer Zeit hier angehäuft hatten. Auf marmornen Tischen standen kunstvoll ziselierte Truhen, in denen die Schätze darauf warteten, dem weißen Dämon geopfert zu werden.

»Da lacht einem das Herz im Leibe!« rief O'Neill begeistert aus.

Er schob die Revolver in seinen Gürtel, ging von Truhe zu Truhe, und seine Hände wurden zu Baggerschaufeln. Er hob Goldmünzen, Ringe, Perlenketten und Geschmeide hoch und ließ es durch seine Finger rieseln. Er lachte dabei laut und nervös. Campanella hatte den Eindruck, der Anblick dieses immensen Schatzes hatte O'Neill verrückt gemacht.

»Bridget!« rief er begeistert aus. »Sieh dir das an! Ist das nicht herrlich? Hier kannst du in Juwelen baden! Mann, wer hätte gedacht, daß die Taghs so eifrige Diebe sind? Wir sind reich, Bridget! He, Mädchen! Hast du gehört? Wir sind reich!«

Von allen Seiten kam seine Stimme als Echo zurück.

Campanella schaute sich besorgt um. Die Taghs hatten ihren Schatz wohl kaum lediglich mit diesen schwebenden Masken gesichert. Er rechnete jede Sekunde mit einer neuen, schlimmeren Katastrophe. O'Neill war wahnsinnig. Die Gier verwirrte seinen Geist so sehr, daß er jedes Sicherheitsdenken außer acht ließ. Das konnte ihm sehr schnell zum Verhängnis werden.

Während sich O'Neill wie ein Geistesgestörter aufführte, suchte Phil Campanella mit ängstlichem Blick die Gefahr.

Mike O'Neill behängte sich mit Schmuck. Er trug an jedem Finger

mindestens einen Ring, hatte ein Platindiadem, das mit Diamanten besetzt war, auf dem Kopf, trug mehrere Halsketten.

Er breitete die Arme aus, drehte sich, ließ sich von allen Seiten bewundern und fragte: »Wie sehe ich aus?«

»Reich«, antwortete Bridget. Ein bißchen hatte O'Neill sie angesteckt. Auch sie hatte den unbändigen Wunsch, diesen glitzernden, funkelnden Schatz zu berühren, Juwelen und Gold auf ihrer nackten Haut zu spüren.

Weder sie noch O'Neill fragten sich, wo sich der weiße Dämon befand, aber Phil Campanella suchte ihn, und er entdeckte ihn auch.

Mike O'Neill wurde auf Campanellas starren Blick aufmerksam. Er folgte ihm und sah die Gestalt nun ebenfalls.

»Mann, sieht der toll aus«, bemerkte O'Neill überwältigt.

Der Dämon war nackt; ein Gigant mit milchweißer Haut und beeindruckenden Muskeln. Er hatte zwei Arme, aber vier Hände, und vor dem Gesicht schien er eine Maske mit Atemschlitzen zu tragen.

»Mir kommt es vor, als hätte ich einen Kerl aus ›Star Wars‹ vor mir«, sagte O'Neill.

Der weiße Gigant hatte rot leuchtende Augen, und seine rechte Doppelhand stützte sich auf ein großes Schwert, dessen Klinge leicht gebogen war und auf deren Rücken eine kleine Krone thronte.

Sie hatten Yul, den Dämonen-Cyborg, vor sich, den neuen Besitzer des Höllenschwerts. Sie hatten noch nie von Yul gehört, deshalb wußten sie auch nicht, wie gefährlich dieser Satansroboter war.

Yul stand reglos auf einem Marmorsockel, und Mike O'Neill hielt ihn für eine Statue, einen Götzen. Daß sich schwarzes Leben in diesem weißen Giganten befand, konnte er nicht ahnen.

***

Cruv war noch nicht frei, und Boram wollte Mortimer Kull attackieren! Mein Mund trocknete aus. »Boram!« brüllte ich. Meine Stimme kam mir fremd vor. »Laß ihn!«

Professor Kull drehte sich jäh um.

Für einen Moment war ich nicht sicher, ob Boram gehorchen würde. Wenn er einem Schwarzblütler begegnete, konnte es passieren, daß ihn die Gier übermannte. Dann hörte und sah er nichts mehr, und es war ihm nur noch wichtig, den schwarzen Feind zu vernichten und dessen Energie in sich aufzunehmen.

Meine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen.

Wenn der Nessel-Vampir sich auf den dämonischen Wissenschaftler stürzte, verloren wir den Gnom, denn der grüne Parasit würde den Knirps unverzüglich töten.

Der weiße Vampir hatte allen Grund, Kull zu hassen. Schließlich hatte dieser die Höllen-Hyäne geschaffen, die die Bambushütte in

Brand gesetzt hatte. Das Feuer hätte Boram sehr leicht zum Verhängnis werden können. Drängte das den Nessel-Vampir nicht zu einem Vergeltungsschlag?

»Greif ihn nicht an, Boram!« schrie ich. »Er hat Cruv in seiner Gewalt!«

Endlich reagierte Boram. Ich atmete erleichtert auf, als ich sah, daß Boram zur Seite trat und langsam an Kull vorbeiging. Ich erklärte dem Nessel-Vampir die ungewöhnliche Situation. Er erfuhr von mir, daß Mr. Silver und ich mit dem dämonischen Wissenschaftler eine Art Nichtangriffspakt geschlossen hatten, weil wir gemeinsam gegen Yul vorgehen wollten.

Borams Haltung entnahm ich, daß er so etwas weder verstehen konnte noch billigte. Ein Bündnis mit Mortimer Kull! Es wäre vor kurzem auch noch für mich undenkbar gewesen, das muß ich zugeben. Aber im Moment war das die beste Lösung. Wenn wir Yul zur Strecke bringen wollten, brauchten wir Mortimer Kull – und er brauchte uns.

»Du wirst dich von Kull fernhalten!« sagte ich zu Boram.

Der Nessel-Vampir antwortete nicht.

»Hast du mich verstanden?« wollte ich wissen.

»Ja, Herr«, sagte die Dampfgestalt mit ihrer hohlen, rasselnden Stimme.

»Kann ich mich darauf verlassen, daß du Kull nicht angreifen wirst?« fragte ich.

Boram zögerte mit der Antwort. Aber dann sagte er: »Ja, Herr«, und mir war sofort bedeutend wohler.

Endlich wirkte Mortimer Kull auf das Schlinggewächs ein. Augenblicke später war Cruv frei. Er entfernte sich sogleich von dem Baum und trat zwischen Mr. Silver und mich. Jetzt hätten wir unser Wort brechen und zu viert über den dämonischen Wissenschaftler herfallen können, aber Kull konnte sich darauf verlassen, daß wir unser Versprechen halten würden.

Dieses eine Mal wollten wir nicht gegeneinander, sondern miteinander kämpfen, und diesem ungewöhnlichen Bündnis sollte Yul zum Opfer fallen.

Wir erfuhren, daß Mortimer Kull sich bereits seit mehreren Tagen in diesem Dschungel aufhielt. Er hatte uns beobachtet und war uns gefolgt, hatte sich aber erst zur Kontaktaufnahme entschlossen, nachdem er für sich die optimalsten Bedingungen geschaffen hatte.

Kull informierte uns über die Taghs, jene Diebe und Seidentuchmörder, die vor langer Zeit mitten im dichten Urwald eine Dagoba gebaut hatten, und denen geweissagt worden war, daß eines Tages ein weißer Dämon Einzug in diesen Tempel halten würde.

»Yul?« fragte ich überrascht. »Das kann nicht sein.«

»Der Prophet der Taghs kann Yul nicht gemeint haben, denn Yul ist kein Dämon im herkömmlichen Sinn«, sagte Mortimer Kull. »Ich bin sein Schöpfer. Er hat sein Leben von mir bekommen. Da er nicht mehr willens ist, meinen Befehlen zu gehorchen, werde ich ihm dieses Leben wieder nehmen.«

»Mir geht ein Licht auf«, sagte ich. »Yul hat von dieser Weissagung erfahren, und er machte die Taghs glauben, er wäre dieser weiße Dämon, auf den sie seit Generationen warten.«

»So ist es«, bestätigte Mortimer Kull. »Seit er in ihrer Urwald-Dagoba ist, bringen sie ihr Diebesgut zu ihm, aber nur das wertvollste, um sich seine Gunst und seinen Schutz zu erkaufen. Sie können nicht wissen, daß Yul keinen seiner zwanzig Finger für sie rühren wird.«

»Warum täuscht er sie?« wollte ich wissen. »Was hat er vor? Warum läßt er sich mit Geschenken überhäufen?«

Mortimer Kull kniff die Augen zusammen. »Er hortet einen Schatz. Wenn dieser groß genug geworden ist, wird er damit die Dschungel-Dagoba verlassen. Er weiß, daß auf der Welt alles seinen Preis hat. Nicht immer genügt für die Verwirklichung großer Pläne der Einsatz von schwarzer Magie. Manche Dienste müssen sich auch Dämonen erkaufen. Ich weiß nicht, was Yul plant, aber ich bin sicher, daß er etwas Großes vorhat, und dafür braucht er anscheinend viel Geld. Hier verschafft er es sich.«

»Durch diese Rechnung werden wir ihm einen dicken Strich machen«, knurrte Mr. Silver, der bis jetzt schweigend zugehört hatte. »Hast du inzwischen in Erfahrung gebracht, wo sich die Dagoba befindet?«

Der dämonische Wissenschaftler war uns zum erstenmal eine wertvolle Hilfe. Er nickte. »Ja, ich weiß, wo die Teufels-Dagoba steht.«

Mr. Silver starrte Kull durchdringend an. »Ich warne dich! Wenn du vorhast, falsch zu spielen, fühle ich mich an mein Wort nicht mehr gebunden. Dann geht es nicht nur Yul, sondern auch dir an den Kragen. Ich hoffe, wir haben uns verstanden.«

»Ihr habt diesmal nichts von mir zu befürchten«, versicherte ihm Mortimer Kull.

Ich schlug vor, gleich aufzubrechen. Während der Fahrt saß Kull neben mir und sagte mir, wie ich fahren mußte. Als es nicht mehr weiterging, verließen wir das Fahrzeug.

Manchmal hatten wir sogar zu Fuß Schwierigkeiten, durch das verfilzte Unterholz zu kommen. Wir schickten Mr. Silver vor. Wie ein Sherman-Panzer brach er durch das Dickicht. Hin und wieder war es so dunkel, daß man so gut wie nichts sehen konnte. Dann wiederum schaffte es der Mond, sein trübes Licht bis zu uns durchzuschicken. Schwer lag der Duft der üppigen Vegetation auf meinen Lungen. Ich fühlte mich nicht wohl in dieser grünen Hölle. Neben den »normalen«

Gefahren, die so ein Urwald beherbergte, kamen noch Yul und die Taghs, die uns vielleicht nicht zu ihm lassen wollten.

Wußten sie Bescheid, daß wir zu ihrer Dagoba unterwegs waren? Hatten sie Yul informiert? Wie würde er sich verhalten, wenn er wußte, daß wir uns auf dem Weg zu ihm befanden? Würde er sich aus dem Staub machen, wie er es schon einmal getan hatte? Würde er in der Dagoba auf uns warten und sich zum Kampf stellen? Oder würde er die Dagoba verlassen und uns bereits hier angreifen?

Zu unserem großen Erstaunen stießen wir mitten im Dschungel auf einen Range Rover. Wir sahen Hängematten, die an Bäume befestigt waren, aber die Menschen, die mit diesem Wagen hierher gekommen waren, entdeckten wir nicht.

»Abenteurer?« fragte Mr. Silver.

»Möglich«, antwortete ich.

»Die ahnen nicht, wie sehr sie in diesem Urwald auf ihre Kosten kommen können«, brummte der Ex-Dämon. »Sie brauchen nur den Taghs in die Hände zu fallen. Oder, wenn's noch schlimmer kommt, begegnen sie Yul.«

Wir schwärmten aus, um die Leute zu suchen. Vielleicht hatten sie sich versteckt, als sie uns kommen hörten.

Wir fanden sie nicht. Kampfspuren entdeckten wir auch keine. Das ließ uns hoffen, daß es den Leuten noch gutging.

Ich konnte mir etwas Besseres vorstellen, als mich ohne triftigen Grund durch diesen Urwald zu kämpfen. Manche Menschen sind schon merkwürdig veranlagt. Ein angenehmes Leben gefällt ihnen nicht. Sie suchen die Gefahr und nehmen die größten Strapazen auf sich, um zu sehen, wo die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit liegt.

Ich kehrte zum Range Rover zurück und schaute mich in dem Fahrzeug ein wenig um. Drei Personen, schätzte ich. Zwei Männer und eine Frau. Ich stellte das an Hand der Gegenstände fest, die ich entdeckte.

Eine Frau… Die Taghs würden keinen Unterschied machen.

Ich richtete mich auf – und hatte im nächsten Augenblick das Seidentuch eines Taghs um den Hals!

***

Mike O'Neill hatte eine Idee. »Du weißt, was ich mit dir vorhabe«, sagte er zu Phil Campanella. »Ich habe mir geschworen, dich zu töten, doch nun kam mir eine Idee, wie du dein Leben retten kannst. Du wirst es mir abkaufen. Du wirst von diesem Schatz so viel mitnehmen, wie du tragen kannst. Wenn wir wieder beim Wagen sind, lieferst du die Klunker bei mir ab, und ich schenke dir dafür dein Leben. Was hältst du von diesem Geschäft?«

Phil Campanella schüttelte schwach den Kopf. »Ich glaube nicht, daß

wir noch mal aus dieser Dagoba rauskommen. Wir sind Gefangene dieses weißen Dämons.«

O'Neill fing an, sich die Taschen vollzustopfen. Er forderte Bridget auf, das gleiche zu tun.

»Sieh ihn an, unseren ›Star Wars‹-Krieger«, rief O'Neill übermütig. »Er unternimmt nichts gegen uns.«

»Vermutlich ist das nicht nötig«, sagte Campanella. »Er weiß, daß wir nichts von all dem glitzernden Zeug forttragen können.«

»Ich werde dir und ihm das Gegenteil beweisen«, sagte O'Neill, öffnete zwei Knöpfe seines Hemds und stopfte auch da hinein, was ihm in die Finger kam.

Bridget Sanders wählte gewissenhaft aus, was sie an sich nahm. Sie entschied sich für das Wertvollste vom Wertvollen.

»Na los, mach schon!« schrie O'Neill, als er sah, daß sich Campanella nicht von der Stelle rührte. »Kümmere dich nicht um den weißen Heini. Füll endlich deine Taschen. Du mußt selbst wissen, wieviel dein Leben wert ist. Wenn du nicht genug Juwelen zusammenraffst, wird aus dem Geschäft, das ich dir angeboten habe, nichts. Bist du wirklich so scharf auf eine Kugel?«

»Es hat keinen Zweck. Wir werden alle drei sterben«, sagte Campanella.

O'Neill rannte auf ihn zu. Er packte ihn absichtlich an der verletzten Schulter. Campanella schrie auf und ging in die Knie. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, und Tränen glänzten in seinen Augen.

»Du tust, was ich sage, oder ich lege dich auf der Stelle um!« schrie er Campanella an.

Bridget wußte, daß O'Neill seine Drohung wahrmachen würde. Sie legte Campanella nahe, zu gehorchen. Widerwillig begann dieser, einzustecken, was sich in seiner Reichweite befand.

Aber er war davon überzeugt, daß es sinnlos war. Die schwebenden Masken hatten ihm die Augen geöffnet. Die Dagoba war eine Falle, aus der es kein Entkommen für sie gab. Sie hätten ihren Fuß niemals in dieses Gebäude setzen dürfen.

O'Neill tanzte wie irr durch die Dagoba. »Gold! Gold! Gold!« rief er, während er sich mit ausgebreiteten Armen drehte. Er strahlte vor Glück. »Ist das nicht herrlich? Ich würde am liebsten alles mitnehmen.«

Er träumte Bridget vor, einen Hubschrauber zu mieten und noch einmal hierher zu kommen.

»Stell dir das mal vor«, sagte er mit strahlenden Augen. »Alles! Alles! Was mag das wohl für einen Wert haben?«

Campanella hörte mit dem sinnlosen Zusammenraffen auf.

»Weiter!« schrie O'Neill sofort. »Mach weiter, du verdammter Bastard!« Er riß einen der beiden Revolver aus dem Gürtel.

Bridget Sanders hielt erschrocken den Atem an. Würde Mike abdrücken?

»Du hast noch nicht genug eingesteckt, Campanella!« knurrte O'Neill. »Dafür kriegst du dein Leben noch nicht!«

Campanella blickte in das dunkle Mündungsauge des Revolvers und griff nach einer kostbaren Perlenkette.

Als er sie einsteckte, sagte O'Neill zufrieden: »So ist es richtig. Mach nur weiter. Nicht aufhören. Du mußt ein paar Zentner mehr wiegen, wenn wir von hier weggehen.«

»Mike!« kam es plötzlich dünn über Bridgets Lippen.

Er wandte sich ihr zu, und dann versteifte er. »Taghs!« stieß er aufgefegt hervor. »Verdammt!«

Reglos standen die lautlosen Mörder da. Sie hatten ihre Seidentücher mehrfach gedreht, so daß sie jetzt Stricken glichen, die sich zwischen ihren Händen spannten.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte O'Neill zu seiner Freundin, die vor Angst zitterte. »Die sollen nur näherkommen. Ich leg' sie eiskalt alle um!«

***

Es gab einen harten Ruck, und ich bekam schlagartig keine Luft mehr.

Der Tagh verstand sein Handwerk. Ich versuchte, meine Finger unter das Seidentuch zu schieben. Als ich damit keinen Erfolg hatte, schlug ich nach hinten. Meine Faust traf aber nur den Turban.

Ich stieß dem Killer meinen Ellenbogen in die Seite. Ich hörte, wie er die Luft scharf ausstieß, aber er ließ sein Tuch nicht los. Er wußte, daß ich mich nicht ewig so vehement wehren konnte. Bald würde mir der Sauerstoffmangel die Besinnung rauben. Bis zum Tod war es dann nur noch ein kleiner Schritt.

Aber noch hatte ich Kraft. Ich rammte dem Kerl meinen Schuhabsatz gegen das Schienbein. Wieder stieß er scharf die Luft aus. Ich drehte mich mit ihm und warf mich gegen den Range Rover. Er prallte mit dem Rücken dagegen. Ich machte das gleich noch mal, doch der Tagh hing wie eine Klette an mir. Ich konnte tun, was ich wollte, ich wurde ihn nicht los.

Und die Luft wurde mir immer knapper!

***

Cruv merkte nicht, daß ihn jemand beobachtete. Er blieb stehen und ließ den Blick schweifen. Von der Besatzung des Range Rovers keine Spur. Der Gnom wollte sich umdrehen, da trat hinter einem Baum ein Mann mit bronzefarbener Haut hervor. Seine Hände bewegten sich blitzschnell auf Cruv zu. Bevor der Kleine sich umgewandt hatte, lag das Seidentuch um seinen Hals.

Der Tagh dachte, leichtes Spiel mit dem Gnom zu haben. Cruv war nur etwa einen Meter groß, aber er besaß eine Waffe, mit der er hervorragend umgehen konnte: Seinen Stock.

Als sich das Seidentuch um seinen Hals zusammenzog, schlug Cruv ohne Verzögerung zu. Er riß beide Arme hoch, hielt den Stock mit beiden Händen und traf mit dem Silberknauf den Turban des Mannes. Der Hieb wurde zwar stark abgefedert, aber ein Bruchteil davon kam doch durch und ließ den lautlosen Killer aufstöhnen.

Cruv ließ die Arme ganz kurz sinken, riß sie gleich wieder hoch und versuchte, noch einen Treffer zu landen, doch diesmal nahm der Tagh seinen Kopf rechtzeitig zur Seite. Cruv traf ihn dennoch – auf die Schulter, und das war für den Tagh so schmerzhaft, daß er das Seidentuch loslassen mußte.

Kaum konnte Cruv wieder atmen, da kreiselte er wie von der Natter gebissen herum und attackierte den Tagh mit einer Wildheit, die dieser ihm nicht zugetraut hätte.

Mehrmals traf der schwere Silberknauf den Mann. Der Killer wich zurück. Cruv setzte nach. Sein nächster Hieb brachte den Mann zu Fall. Sofort drehte Cruv den Ebenholzstock um. Er ließ die Metallspitzen aus dem Stock schnellen, und als der Tagh aufsprang, stach Cruv damit zu. Er zerriß das lange Gewand des Taghs und verletzte ihn mit dem Dreizack.

Der aufflammende Schmerz ließ den lautlosen Mörder erkennen, daß er den Gnom unterschätzt hatte, und er suchte hastig das Weite. Mit wenigen Sätzen verschwand er in der undurchdringlichen Dschungelwand und war nicht mehr zu sehen.

***

Auch Mr. Silver blieb nicht ungeschoren. Einer der Taghs ließ sich von einem Baum auf ihn fallen. Er riß ihn nieder, und schon während sie zu Boden stürzten, schlang der Tagh seinem Opfer das Tuch um den Hals. Der Killer konnte nicht wissen, daß er es mit keinem Menschen zu tun hatte. Mr. Silver ließ seinen Hals zu Silber erstarren, so daß ihm der Mörder mit dem Seidentuch nichts anhaben konnte. Der Tagh zerrte mit ganzer Kraft an den Enden des Tuchs. Für gewöhnlich hatten seine Opfer nicht die geringste Chance, doch bei dem Ex-Dämon biß er auf Granit.

Er drückte Mr. Silver nieder.

Dennoch stand der Ex-Dämon auf.

Der Tagh versuchte ihn sofort wieder zu Fall zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Mr. Silver riß sich das Seidentuch vom Hals und sorgte dafür, daß es sich von selbst um die Kehle des Taghs wand. Er würgte den Mann mit Hilfe seiner Magie. Der Killer riß verstört die Augen auf und wich torkelnd zurück.

Mr. Silver war versucht, den Mann zu töten. Einen Moment lang wollte er seine ganze Dämonenhärte gegen den Tagh einsetzen, aber dann ließ er dem Mann sein Leben.

Hastig machte sich der Tagh aus dem Staub. Vielleicht würde ihm das eine Lehre sein, und er würde nie wieder zum Seidentuch greifen.

***

Mortimer Kull hatte sich am weitesten vom Range Rover entfernt. Das Schicksal dieser Abenteurer, die sich so weit in den Dschungel vorgewagt hatten, war ihm ziemlich egal. Ihm war nur eines wichtig: Daß Yul vernichtet wurde, und daß ihm das Höllenschwert in die Hände fiel, denn mit dieser starken Waffe konnte er sich in Dämonenkreisen großen Respekt verschaffen.

Nach wie vor träumte Mortimer Kull davon, eines Tages die Welt zu beherrschen, und seit er zum Dämon geworden war, wußte er, daß er dieses Ziel sicher erreichen würde. Er war stärker geworden, vielleicht würde er mit dem Höllenschwert in der Hand sogar unbesiegbar sein.

Ein dunkles Augenpaar verfolgte den dämonischen Wissenschaftler. Es glänzte matt in der undurchdringlichen Finsternis. Der Mörder war zwischen hohen Farnen verborgen. Er ließ Kull an sich vorbeigehen und wartete auf seine Chance. Sobald sie gekommen war, flitzte der Tagh hoch. Er war der beste und gefährlichste Killer von allen. Er hatte bisher noch jeden Mann geschafft. Selbst Leute, die sich von Leibwächtern scharf bewachen ließen, hatte er fast mühelos erledigt. Er hielt sich für einen Meister im Töten, und kaum ein Tagh hatte mehr Morde begangen als er.

Tod allen Fremden! So lautete die Devise der Taghs, seit sich der weiße Dämon in der Dschungel-Dagoba befand. Niemand durfte ihn stören. Sie hatten vorhergesehen, daß ihr Schatz Abenteurer anlocken würde. Dennoch trugen sie weiter unermüdlich ihre Beute in die Urwald-Dagoba, und jene, die sich daran vergreifen wollten, mußten sterben.

Als sich das Seidentuch um Mortimer Kulls Hals wand, reagierte er. Der dämonische Wissenschaftler setzte schwarzmagische Kräfte frei. Was sie verursachten, verblüffte den Tagh.

Kaum hatte das Seidentuch Kontakt mit Mortimer Kulls Haut, da vernahm der lautlose Mörder ein leises Knistern, und dünne bläuliche Blitze sprangen über die Seide. Sie setzten das Tuch in Brand. Für wenige Augenblicke umhüllte ein hell leuchtender Flammenkranz den Hals des dämonischen Wissenschaftlers, und einen Herzschlag später löste sich das Tuch in graue Asche auf.

So etwas hatte der Tagh noch nicht erlebt.

Er war fassungslos.

Mortimer Kull drehte sich um und starrte dem Mann in die dunklen

Augen. Grausam und gnadenlos sah Kull jetzt aus. Er streckte die Hand aus.

Der Tagh glaubte zu sehen, wie die Finger des dämonischen Wissenschaftlers wuchsen. Lang und dünn schienen sie zu werden, wie Spinnenbeine. Und rasiermesserscharfe Krallen bogen sich dem verstörten Tagh entgegen.

Kull zerfetzte ihm damit das Gewand. Er legte die muskulöse Brust des Taghs frei, und dann stach er mit seinen langen Fingern zu.

Tödlich getroffen brach der lautlose Mörder zusammen.

Diesmal hatte der Tagh versagt.

***

Phil Campanella schätzte die Situation besser ein als Mike O'Neill. Zehn Taghs hatten die Dagoba betreten, und sie waren entschlossen, die Eindringlinge zu töten.

»Vielleicht haben wir noch eine Chance«, raunte Campanella.

»Verdammt noch mal, mach dir doch nicht ins Hemd!« sagte O'Neill ärgerlich. »Das sind doch nur zehn Mann. Ich habe zwei Revolver mit je sechs Schuß. Wenn jede Kugel sitzt, bleiben sogar noch zwei Patronen in der Trommel.«

»Du hast keine Chance gegen diese Killer«, sagte Campanella eindringlich.

»Ich wette dagegen.«

»Sie fürchten weder Tod noch Teufel.«

»Ich auch nicht«, behauptete O'Neill. »Und ich bin ein guter Schütze. Bevor diese Brüder mit ihren dämlichen Tüchern an mich herangekommen sind, habe ich sie schon abgeknallt.«

»Vielleicht kann man mit ihnen reden.«

»Die verstehen nur eine Sprache«, sagte O'Neill und hob seine beiden Kanonen.

»Wenn wir alles, was wir an uns genommen haben, wieder zurücklegen, lassen sie uns vielleicht gehen«, sagte Campanella.

»Die nicht. Das sind Killer. Die wollen töten. Egal, ob wir die Taschen voller Klunker haben oder nicht.« O'Neill hob die Stimme. »Hört mal zu, ihr Mistkerle, ihr werdet euch artig verhalten, sonst niete ich euch alle um.«

Einer der Taghs trat einen Schritt vor. Haß loderte in seinen dunklen Augen. »Ihr habt unsere Dagoba entweiht und euch an unserem Eigentum vergriffen.«

»Ihr werdet es verschmerzen. Wir lassen noch genug zurück«, sagte O'Neill scharf. »Außerdem klaut ihr ja munter weiter, so daß der Verlust bald aufgefüllt sein wird.«

»Was ihr genommen habt, haben wir dem weißen Dämon geopfert«, sagte der Tagh anklagend.

O’Neill grinste ihn frech an. »Das wissen wir. Er wird es uns nachsehen müssen. So, und jetzt macht mal Platz. Na los, fünf treten nach links zur Seite, fünf nach rechts. Aber rückt weit genug vom Eingang ab, denn wenn wir uns bedroht fühlen, gehen meine Kanonen ganz von selbst los!«

Die Taghs bildeten eine Gasse.

Sie war O’Neill zu eng. Er befahl ihnen, weiter auseinanderzurücken. Widerstrebend gehorchten sie.

»Ihr seid Diebe«, grinste Mike O’Neill.

»Ihr müßt für das, was wir tun, doch Verständnis aufbringen. Ist doch nur gerecht, daß zur Abwechslung mal ihr beklaut werdet.«

Er setzte sich langsam in Bewegung und versuchte, keinen der Taghs aus den Augen zu lassen. Das wurde immer schwieriger, je näher sie den Seidentuchmördern kamen.

Phil Campanella hatte höllische Schmerzen in der Schulter. War Gift in sein Blut gelangt, als die Maske ihn biß?

Bridget Sanders schenkte den Juwelen, an denen sie vorbeiging, keine Beachtung mehr. Sie hatte Angst. Fürchtete sich Mike wirklich nicht vor den Taghs? Oder spielte er ihnen nur die große Nummer vor?

O’Neill blieb stehen. »Bis jetzt bin ich mit euch zufrieden«, sagte er. »Hoffentlich bleibt ihr so vernünftig, sonst kann ich für nichts garantieren. Ich würde lügen, wenn ich sagte, es täte mir leid, einen von euch umlegen zu müssen. Ihr seid allesamt keine Heiligen. Ihr habt mit Sicherheit eine Menge Dreck am Stecken. Wenn ich euch abknalle, kriege ich von der Regierung einen Orden verliehen.«

Er ließ Campanella und Bridget den Vortritt. »Vorhin konnten wir nicht raus«, sagte O’Neill. »Was war da los?«

»Der Zauber des weißen Dämons hielt euch auf«, antwortete der Wortführer der Taghs.

»Ich hoffe, er besteht inzwischen nicht mehr. Wirkt auf euren Schutzpatron ein, damit er uns gehen läßt, sonst müßt ihr es büßen.«

O’Neill drehte sich um und folgte Campanella und Bridget im Krebsgang, aber die Taghs hatten keine Angst vor seinen Revolvern. Sie griffen an.

O’Neill konnte diesen Wahnwitz nicht fassen. Er reagierte so, wie er es angekündigt hatte. Der erste Schuß krachte, und der erste Tagh brach tödlich getroffen zusammen. Den zweiten Tagh verletzte O’Neill nur. Die Seidentuchmörder versperrten ihnen den Weg aus der Dagoba. O’Neill versuchte ihn sich freizuschießen. Er feuerte, was das Zeug hielt, aber er schoß zu schnell und zu unüberlegt. Er zielte kaum, und als seine Revolver nur noch klickten, waren immer noch vier Taghs am Leben. Zeit zum Nachladen gab es nicht. O’Neill warf die Waffen auf den Boden und blickte sich gehetzt um. Jetzt mußte er sich

ganz schnell etwas einfallen lassen. Wenn er sich bewegte, klimperten und rasselten die Juwelen, die er an sich genommen hatte.

»Zurück!« rief er Bridget zu. »Komm her!«

Das Mädchen eilte zu ihm. Phil Campanella wich nach rechts aus, als die Taghs vorrückten. Er hoffte, daß sich alle vier Killer auf Mike O'Neill konzentrierten. Trotz der Schmerzen war er entschlossen, bis zum letzten Atemzug um sein Leben zu kämpfen. Aber ihm war klar, daß er jetzt sehr, sehr viel Glück brauchte.

Als die Taghs mit ihm auf gleicher Höhe waren, biß er die Zähne zusammen und rannte los. Sofort machte einer der Seidentuchmörder kehrt und verfolgte ihn. Campanella kam nicht weit. Ein Schlag traf seine verletzte Schulter. Er brüllte auf, stolperte und stürzte. Der Sturz riß ihm einen weiteren Schrei von den Lippen.

Der Tagh warf sich auf ihn, und als Campanella die kühle Seide an seiner Kehle spürte, schloß er mit seinem Leben ab.

***

Wieder stieß ich meinen Ellenbogen mit ganzer Kraft nach hinten. Vor meinen Augen tanzten schwarze Flocken. Ich wußte, was das bedeutete. Die Ohnmacht kündigte sich an. Ich hätte Hilfe gebraucht, aber ich konnte nicht rufen, und das Seidentuch des Mörders grub sich immer tiefer in meinen Hals. Mir blieben nur noch wenige Sekunden. Wenn es mir bis dahin nicht gelang, das Blatt zu wenden, war ich verloren.

Ich versuchte, den Tagh über meine Schulter zu werfen, doch er wußte das zu verhindern. Er war gut, zu gut für mich. Meine Gegenwehr erlahmte. Wieder trat ich nach dem Schienbein meines Gegners. Ich traf ihn bestimmt nicht härter als beim erstenmal, aber diesmal stieß er einen gutturalen Schrei aus, und das Tuch lockerte sich.

Ich bekam Luft!

Gierig pumpte ich sie in meine brennende Lunge. Sofort konnte ich mich wieder heftiger wehren. Auf alle meine Attacken reagierte der Tagh mit einemmal heftiger. Was war los mit ihm? Ging ihm allmählich die Puste aus?

Des Rätsels Lösung hieß… Boram!

Der Nessel-Vampir war mir zu Hilfe geeilt, als er gesehen hatte, in welcher Gefahr ich mich befand. Der Tagh war gezwungen, von mir abzulassen. Er ließ das Seidentuch los. Ich schwang herum und schlug zu.

Volltreffer!

Die Wucht meines Schlages warf den Tagh zurück, und er hatte das Pech, mit Boram in Berührung zu kommen. Das Nesselgift, aus dem der weiße Vampir bestand, brannte höllisch. Ich wußte das aus

eigener Erfahrung. Der Tagh brüllte auf und stürmte entsetzt davon.
»Danke, Boram«, sagte ich mit belegter Stimme. »Du bist im richtigen Moment gekommen.« Ich verzichtete darauf, ihm die Hand zu drücken. Er wußte, warum.
»Bist du in Ordnung, Tony?« fragte er.
Tony! Er hatte mich Tony genannt und nicht Herr, wie er sonst immer zu mir sagte.
»O ja«, sagte ich. »Dank deiner Hilfe, Boram.«
Ich konnte sogar schon wieder lachen. »Der Kerl zischte ab, als hätte er sich in die Nesseln gesetzt.«
Wir sammelten uns. Die Taghs schienen sich allesamt in Luft aufgelöst zu haben. Ich erfuhr von Cruv, wie gut er sich geschlagen hatte, und ich war stolz auf den Kleinen.
»Klein…. aber oho!« sagte ich und legte ihm grinsend die Hand auf die Schulter.
»Wie weit ist es noch bis zur Teufels-Dagoba?« wollte Mr. Silver wissen.
»Nicht mehr sehr weit«, antwortete Mortimer Kull. »Es gibt hier in der Nähe einen Pfad. Ihm müssen wir folgen. Er führt direkt zur Dagoba.«
Mr. Silver bleckte die Zähne. »Ich kann es kaum erwarten, meinen Freund Yul wiederzusehen. Noch mal wird es ihm nicht gelingen, seine synthetische Haut zu retten.«
»Das hoffe ich«, knurrte Mortimer Kull.
»Diesmal schaffen wir ihn mit vereinten Kräften«, sagte ich. »Wir werden alle unser Scherflein zu seinem Untergang beitragen.«

***

»Was… Was nun?« fragte Bridget stockend. Sie weinte, und ihre Stimme klang hysterisch.
Drei Taghs kamen auf sie zu und zeigten ihre Seidentücher, die sie in ihren vorgestreckten Händen hielten. Phil Campanella lag auf dem Boden. Ein Tagh kniete auf ihm.
»Mike, was tun wir?« schluchzte das Mädchen.
Aber O’Neill war überfragt.
»Was sollen wir bloß tun?« fragte Bridget Sanders verzweifelt.
»Verdammt, halt den Mund, Bridget!« brüllte O’Neill sie an.
»Ich… ich will nicht sterben, Mike!« schluchzte das Mädchen.
»Du sollst still sein, verdammt noch mal!« schrie O’Neill, einer Panik nahe. Er hatte zwölf Kugeln in seinen Waffen gehabt. Zwölf Trümpfe, die er leichtfertig aus der Hand gegeben hatte.
Bridget ging ihm mit ihrem Geheule auf die Nerven. Er konnte sich nicht konzentrieren. Sie klammerte sich an ihn; nicht einmal frei bewegen konnte er sich mehr. Verflucht, sie war ihm lästig, aber sie

ließ sich nicht abschütteln. In ihrer Angst hielt sie sich immer verzweifelter an ihm fest.

»Laß mich los!« schrie er. »So laß mich doch los!«

»Du mußt mich beschützen!« schluchzte Bridget. »Ich… ich habe entsetzliche Angst, Mike!« Große Tränen rannen ihr über die blassen Wangen. »Du hast gesagt, ich müsse mir keine Sorgen machen, Mike. Und nun … Was ist nun?«

Er löste sich von ihr, wich zurück. Die Taghs folgten ihm.

Es muß einen Ausweg geben! dachte er aufgewühlt. Irgendeinen Ausweg gibt es immer. Man muß ihn nur finden. Wenn nur dieses verrückte Weib aufhören würde, wie ein Schloßhund zu heulen. Man kann ja keinen klaren Gedanken fassen.

Die drei Taghs fächerten auseinander. O'Neill sah, daß sich jener Killer, der sich um Phil Campanella gekümmert hatte, erhob. War Campanella erledigt? Lebte er nicht mehr?

O'Neills Zunge glitt über die trockenen Lippen. Vier Taghs bildeten eine weit auseinandergezogene Reihe, und er wußte nicht, womit er sie aufhalten sollte.

Sein Blick irrte erneut suchend umher. Irgend etwas! Er brauchte irgendeinen Gegenstand, mit dem er sich bewaffnen und sich die Taghs vom Leib halten konnte.

Sein Blick blieb an Yuls Höllenschwert hängen.

Ja, das war die Lösung! Mit diesem riesigen Schwert würde sich O'Neill durch die Tagh-Kette schlagen. Sie würden aus allen Wolken fallen, wenn er ihrem weißen Dämon, den sie anbeteten und verehrten, das Schwert wegnahm.

O'Neill war mit drei großen Sätzen bei dem Sockel, auf dem Yul reglos stand.

»Mike!« schrie Bridget, die sich im Stich gelassen glaubte.

O'Neill kümmerte sich nicht um sie. Er war sich nur selbst wichtig. Daß Leben in Yul war, konnte er nicht ahnen. Der weiße Gigant regte sich nicht. Völlig unbeteiligt verfolgte er mit seinen Kameraaugen das Geschehen.

Und das, was O'Neill jetzt tat, verschlimmerte seine Situation um ein Vielfaches, denn niemand durfte das Höllenschwert berühren, es sei denn, sein Wille war stärker als der der schwarzen Waffe.

O'Neills Hände stießen vor. »Gib her das Schwert!« keuchte er. »Das brauch' jetzt ich!«

Ihm fiel nicht auf, daß sich Yuls Finger freiwillig vom Waffengriff lösten. Bridget stolperte heran. »Mike!« schluchzte sie, nichts Gutes ahnend. Ihr Instinkt sagte ihr, daß O'Neill eine grauenvolle Katastrophe auslöste, wenn er das Schwert an sich nahm.

Sie sah die Taghs, die plötzlich stehenblieben. Die Seidentuchmörder waren mutig, aber keiner hätte es gewagt, Yul das Höllenschwert

wegzunehmen.
Sie hätten Angst vor Yuls Zorn gehabt, doch O'Neill fürchtete sich nicht vor der weißen Gestalt. Seine Hände schlossen sich um den Griff der Waffe.
Das Schwert war schwer. O'Neill dachte, nun könne ihm nichts mehr geschehen. Endlich hatte er wieder eine Waffe in seinen Händen, mit der er die Taghs zurückschlagen konnte.
Das Höllenschwert unternahm nicht sofort etwas gegen ihn. Es wiegte ihn zunächst in Sicherheit, vermittelte ihm ein Gefühl der Unbesiegbarkeit.
O'Neill stand vor Yul, der ihn jederzeit hätte töten können. Er hob die schwarze Waffe, deren Klinge von innen heraus zu leuchten schien. Das Feuer der Fackeln, dessen Schein das Innere der Dagoba erhellte, schien vom blanken Stahl verstärkt zu werden. Ein gleißender Reflex schnitt durch den Raum.
Als er die Taghs traf, zuckten sie erschrocken zusammen und traten einen raschen Schritt zurück. Ganz klar, daß das O'Neill großen Auftrieb gab.
»Na, was ist?« rief er triumphierend. »Habt ihr verfluchten Massenmörder keine Lust mehr, mir an die Kehle zu gehen? Wer wagt es, mich anzugreifen? Wer will als erster von diesem Schwert durchbohrt werden?«
Bridget wußte nicht, was sie von dieser Situation halten sollte. Phil Campanella… Offenbar lebte er nicht mehr. Die Taghs wagten sich nicht auf Mike O'Neill zu stürzen. Warum nicht? Wovor hatten sie so große Angst?
»Ihr verliert eure Rüben, wenn ihr das Mädchen und mich nicht unbehelligt rauslaßt!« rief O'Neill.
Er sprang vom Sockel. Grimmige Entschlossenheit glänzte in seinen Augen. Er hielt das Höllenschwert mit beiden Händen vor sich, die Klinge stand vertikal vor ihm, die kleine Krone wies auf seine Brust.
Knisternde Spannung erfüllte die Dagoba. O'Neill war dem Tod geweiht, doch er sah seine Situation anders. Stille herrschte im Gebetsraum. Nur wenn sich O'Neill bewegte, entstand ein Klimpern, Klirren und Rasseln. Das war das Diebesgut, das er bei sich trug und von dem er sich nicht trennen wollte.
»Mike!« schluchzte Bridget wieder.
»Keine Angst, Baby!« tönte O'Neill. »Du siehst doch, daß ich alles im Griff habe. Die Taghs haben einen Heidenrespekt vor diesem Schwert. Sie werden es nicht wagen, uns daran zu hindern, die Dagoba zu verlassen. Wir sind schon so gut wie draußen. Bleib hinter mir. Es kann dir nichts passieren. Platz da!« schrie O'Neill die Taghs an.
Es gefiel ihm, daß sie so prompt gehorchten. Das Schwert schien für sie etwas Besonderes zu sein, deshalb beschloß O'Neill, es ebenfalls

mit nach Colombo zu nehmen.
Vier Schritte erlaubte ihm das Höllenschwert noch.
Er machte den ersten und ließ die Taghs nicht aus den Augen. Sie verhielten sich ruhig. Es hatte den Anschein, als wüßten sie, daß O'Neills Schicksal längst besiegelt war.
Der zweite Schritt…
O'Neill grinste. »Warum seid ihr nicht von Anfang an so friedlich gewesen, he?«
Der dritte Schritt…
Bridget Sanders spürte die kalten Juwelen auf ihrer Haut. Eine neue Hoffnung drängte ihre Angst wieder etwas in den Hintergrund.
Der vierte Schritt…
Das Ende!
Es begann damit, daß das Höllenschwert plötzlich anfing zu vibrieren. Zuerst leicht, dann immer stärker. Mike O'Neill hatte Mühe, die Waffe festzuhalten.
»Verdammt!« stöhnte er. »Was ist… Was ist denn auf einmal mit diesem Schwert los?«
Die Taghs schienen es zu wissen, aber sie klärten ihn nicht auf. Er würde das Geheimnis des Höllenschwerts gleich erfahren und am eigenen Leib spüren.
Immer noch nahm das Vibrieren zu. Es ging auf O'Neill über. Die Waffe schüttelte ihn, schüttelte ihn bald so heftig, daß er entsetzt schrie und den klobigen Griff loslassen wollte, obwohl ihm bewußt war, daß er sich damit den Taghs auslieferte.
Das Höllenschwert war nicht damit einverstanden, daß er sich von ihm trennte. O'Neill war gezwungen, die Waffe weiterhin festzuhalten.
Sein Körper wurde vor- und zurückgerissen. Sein Kopf wackelte so heftig, daß er kaum noch richtig sehen konnte. Er hatte Schmerzen in den Händen und in den Armen, und die Schmerzen gingen auf seinen Körper über.
Er brüllte immer lauter. In seiner Panik schrie er, Bridget solle ihm helfen, doch das Mädchen hatte keine Ahnung wie. Es zog sich von ihm zurück.
Kaum befand sich Bridget außerhalb von O'Neills Reichweite, fing dieser an, sich zu drehen. Das Höllenschwert wirbelte ihn herum, machte einen schreienden Kreisel aus ihm.
Fassungslos preßte Bridget ihre Handballen an die pochenden Schläfen. Sie nahm an, daß sich vernichtende Zauberkräfte in diesem Schwert befanden.
Ähnliche Kräfte, wie sie sich in den schwarzen Masken befanden, von denen sie beim Betreten der Dschungel-Dagoba angegriffen worden waren.
Doch die Kräfte, die die Dämonenmasken aktiviert hatten, waren

verschwindend gering gegen das, was sich an Energie im Höllenschwert befand.

Der Kreisel war sehr groß, denn die Fliehkraft zwang O'Neill, die Arme weit von sich zu strecken. Er drehte sich nun schon so schnell, daß es so aussah, als wäre er der Mittelpunkt einer blanken Metallscheibe.

Mit einemmal wurde die Scheibe kleiner. Das kam daher, daß sich das Höllenschwert auf O'Neill zubewegte.

Bridget beobachtete, wie die Scheibe fortlaufend kleiner wurde, bis die Schwertklinge ganz bei O'Neill war.

Dann gellte sein Todesschrei so laut durch die Dagoba, daß Bridget das Blut in den Adern gefror. Und dann… Das Schwert fiel auf den Boden. Das Klirren veranlaßte Bridget, wie unter einem Peitschenschlag zusammenzuzucken.

O'Neill wandte sich ihr zu. Er schien mit Bißwunden übersät zu sein. Verzweifelt und flehend streckte er dem Mädchen die Hand entgegen.

Dann brach er tot zusammen.

Nun bin ich allein, durchzuckte es Bridget – ausgeliefert den Taghs und diesem lebenden Zauberschwert!

***

Wir folgten dem engen Dschungelpfad, der uns nach Mortimer Kulls Worten auf die Teufels-Dagoba zufuhren würde. Wir ließen den dämonischen Professor vorangehen. Er war gewissermaßen unser Scout, aber es fiel mir nicht leicht, ihm zu vertrauen, denn Kull war für jede Gemeinheit gut.

Ihm grenzenloses Vertrauen entgegenzubringen, wäre ein sträflicher Leichtsinn gewesen. Es war sogar denkbar, daß sich Yul überhaupt nicht in diesem Dschungel befand.

Ebensogut konnte uns Kull einer raffiniert aufgebauten Falle entgegenführen. Er wußte, daß wir scharf auf Yul waren und daß Mr. Silver sein Höllenschwert wiederhaben wollte.

Wir paßten auf. Mr, Silver ging hinter dem dämonischen Professor, und sowie dieser eine gezinkte Karte aus dem Ärmel zog, würde der Ex-Dämon reagieren.

Hinter dem Hünen ging Cruv, dann kam ich, und Boram bildete das Schlußlicht. Es vergingen etwa zwanzig Minuten. Die Taghs ließen sich in dieser Zeit nicht mehr blicken, aber es war möglich, daß sie uns heimlich beobachteten und über jeden unserer Schritte Bescheid wußten.

Das konnte weiter bedeuten, daß Yul bereits gewarnt war. Dann hatte er Zeit, in Ruhe eine Strategie auszuarbeiten.

Gerade als ich eine ungeduldige Bemerkung fallenlassen wollte, blieb Mortimer Kull stehen. Wir rückten auf, und dann sahen wir sie: die

steinerne Kuppel der Teufels-Dagoba.

Wir hatten unser Ziel erreicht!

***

Phil Campanella war nicht tot. Der Tagh hatte mit seinem Seidentuch lediglich dafür gesorgt, daß er für eine Weile ohnmächtig wurde.

Jetzt kam Campanella zu sich und erlebte O'Neills schreckliches Ende mit.

Er war schwer benommen. Sein Geist vermochte kaum zu verarbeiten, was er sah. Langsam hob er den Kopf, die Augen traten ihm weit aus den Höhlen.

Bridget schnappte fast über vor Angst. Sie riß ihre Khakibluse auf. Juwelen und goldene Geschmeide prasselten auf den Boden. »Da! Da! Da!« schrie sie und warf alles dazu, was sie bei sich trug. »Da habt ihr alles wieder! Ich will es nicht mehr! Ich brauche es nicht! Laßt mir dafür mein Leben! Ich bitte euch! Ich flehe euch an!«

Die Taghs schwiegen. Nichts geschah, dennoch hatte Bridget nicht den Mut, sich von der Stelle zu rühren. Sie wartete auf die Erlaubnis der Seidentuchmörder, die Dschungel-Dagoba verlassen zu dürfen, aber die vier Männer erteilten sie ihr nicht.

Aufgeregt durchstöberte Bridget Sanders ihre Taschen. »Ich habe alles zurückgegeben!« beteuerte sie. »Nichts habe ich behalten! Was wollt ihr noch?«

Die Stille war quälend.

»So sagt doch etwas!« flehte das Mädchen. »Wollt ihr… Wollt ihr mich auch töten? Was habt ihr davon?«

Ihr fiel auf, daß sich Phil Campanella bewegte.

»Phil!« schluchzte sie.

Obwohl Campanella ihr bestimmt nicht helfen konnte, erfüllte sie eine unbeschreibliche Freude. Phil lebte noch! Es war für Bridget ein Lichtblick.

Die Wahrheit aber war grausam. Die Taghs hatten Campanellas Leben nur geschont, um ihn dem weißen Dämon opfern zu können. Yul sollte Campanella bestrafen!

Bridget lief zu Phil Campanella. Ihr Gesicht war tränenüberströmt. Sie half ihm, aufzustehen.

»Hast du gesehen, wie Mike…« Ihr stockte die Stimme.

Campanella nickte erschüttert.

»Es war entsetzlich«, sagte Bridget. »Dieses Schwert… Es lebt!« Sie wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen. »Das Schwert hat Mike umgebracht. Wenn nicht noch ein Wunder geschieht, droht uns das gleiche Schicksal.«

Sie riet Campanella, die Juwelen herauszugeben, die er bei sich trug. Nichts tat er lieber als das, aber er hatte seine Zweifel. Würde er sich

damit sein Leben erkaufen können?

Es blieb immerhin die Tatsache, daß sie versucht hatten, die Taghs zu bestehlen. Campanella legte die Perlen und Diamanten auf den Marmortisch, neben dem er stand.

Da er nur eine Hand zur Verfügung hatte, war ihm Bridget dabei behilflich, sich von allem zu trennen, was den Taghs gehörte.

»Seht!« rief Bridget den Seidentuchmördern zu. Sie machte dabei eine hilflose Geste. »Wir tragen nichts mehr bei uns, was euch gehört. Dürfen wir jetzt gehen? Bitte!«

»Nein!« donnerte plötzlich eine laute Stimme durch die Dagoba. Sie ließ sogar die Taghs zusammenzucken. Sie duckten sich, als wären sie geschlagen worden.

Bridget starrte die vier Männer an. Keiner von ihnen hatte gesprochen. Aber wer…?

Yul!

Endlich bewegte er sich. Das Spiel seiner stahlharten Muskeln unter seiner milchweißen Kunsthaut war beeindruckend. Als der weiße Gigant sich regte, klammerte sich Bridget entsetzt an Phil Campanella. Sie berührte dabei seine verletzte Schulter, und er stöhnte gepeinigt auf. Sie zog ihre Hand sofort wieder zurück.

»Er lebt!« stieß sie entgeistert hervor. »Mein Gott, ich hielt ihn für eine Statue, aber er bewegt sich! Oh, Phil, nimmt dieses Grauen denn kein Ende?«

Yul stieg vom Sockel. Die vier Taghs sanken vor ihm auf die Knie. Der weiße Gigant begab sich zu seinem Schwert und hob es auf. Die zehn Finger seiner rechten Doppelhand schlossen sich um den Waffengriff.

Er richtete das schwarze Schwert auf Bridget Sanders und Phil Campanella. »Ihr habt es gewagt, euch an meinem Schatz zu vergreifen!« rief er anklagend.

Kalte Schauer überliefen Campanella und das Mädchen. Das Rot der Kameraaugen, von denen sie angestarrt wurden, wurde intensiver, nahm die Farbe von Purpur an.

»Wir haben alles zurückgegeben!« erwiderte Bridget. »Wirklich alles!«

Wie ein langer, blinkender Zeigefinger blieb das Höllenschwert weiterhin auf die beiden gerichtet, und Yul befahl den Taghs mit lauter, gebieterischer Stimme: »Ergreift sie!«

Die Seidentuchmörder sprangen auf und eilten auf das Mädchen und den jungen Mann zu. Zwei packten Bridget Sanders und hielten sie fest. Zwei nahmen Phil Campanella mit hartem Griff in ihre Mitte. Bridget stieß einen verzweifelten Schluchzer aus.

»Schafft sie aus der Dagoba!« verlangte der weiße Gigant. »Ich will, daß der Mond zusieht, wenn ich sie richte. Ihr Blut soll in seinem

Licht fließen!«
Bridget wurden die Knie weich. Sie wäre umgefallen, wenn die Taghs sie nicht festgehalten hätten. Die Männer führten sie aus der Dagoba.
Bridget hob dem kalten Mond ihr Gesicht entgegen. In ihrer Verzweiflung flehte sie sogar ihn stumm um Hilfe an.
Yul folgte ihnen nicht. Die Taghs führten sie vor die Dagoba und banden ihnen die Arme auf den Rücken.
Es gab einen Richtblock, vor den sich Campanella knien mußte. Er hatte furchtbare Angst. Bridget weinte leise. »Verzeih mir, was ich in Matale getan habe, Phil«, kam es stockend über ihre Lippen. »Ich hatte Angst vor Mike, deshalb habe ich gelogen. Ich wollte es wiedergutmachen – irgendwie. Aber nun bleibt keine Zeit mehr dafür.«
Die Taghs herrschten sie an, still zu sein, und sie verstummte. Ob Phil ihr verzieh, wußte sie nicht, denn er sagte kein Wort. Aber war das jetzt noch wichtig? Von irgendwoher kamen weitere Taghs. Sie wollten sich das Schauspiel, das ihnen Yul zu bieten gedachte, nicht entgehen lassen.
Phil Campanellas Gesicht lag auf dem kalten Richtblock. Er starrte hilflos ins Leere und hoffte, daß es schnell vorbei sein würde. Seine Wangen zuckten. Wie hatte er nur so verrückt sein können, anzunehmen, diese Expedition in den Dschungel heil zu überstehen?
Das Unternehmen hatte von Anfang an unter keinem guten Stern gestanden. Die Sensation, an die er sich gewagt hatte, wurde ihm nun zum Verhängnis.
Obwohl niemand ihn festhielt, wagte er nicht einmal, den Kopf zu heben. Es war grauenvoll, nervenzerfetzend, dieses Warten auf das Ende.
Ein Raunen ging durch die Taghs.
Yul war erschienen.
Yul – der Henker!

***

Wir sahen die Taghs, die sich zusammengerottet hatten, und ich spürte einen dicken Kloß in meiner Kehle, als ich einen Mann und ein Mädchen bemerkte, daß sich in ihrer Gewalt befanden. Die Besatzung des Range Rovers? Wo war der zweite Mann? Befand er sich in der Dagoba? Bei Yul? Dann sei Gott seiner armen Seele gnädig, dachte ich.
Die Situation war mehr als eindeutig, da gab es nichts mißzuverstehen: Der Mann sollte sterben – und das Mädchen mit Sicherheit auch.
Warum hatten sie sich in eine so unerhört große Gefahr begeben? Ich hatte dafür nur eine einzige Erklärung: Der Schatz der Taghs hatte sie angelockt.

Es wäre besser für sie gewesen, die Finger davonzulassen.

»Da müssen wir eingreifen!« bemerkte ich unruhig.

Mortimer Kull warf mir einen eisigen Blick zu. »Die beiden gehen mich nichts an. Ich bin nicht hier, um meine Kräfte für sie zu verschwenden. Ich will Yul! Nur an ihm bin ich interessiert.«

Zorn wallte in mir hoch. Ich hätte mich beinahe auf den dämonischen Wissenschaftler gestürzt. »Das sieht dir ähnlich!« herrschte ich ihn an.

»Das Mädchen und der Mann haben sich selbst zuzuschreiben, was mit ihnen passiert«, erwiderte Mortimer Kull gefühlsroh. »Niemand hat sie gezwungen, hierher zu kommen. Sie taten es aus freien Stücken und, wie mir scheint, aus habgierigen Motiven. Wenn sie diesen Leichtsinn nun büßen müssen, geschieht es ihnen recht.«

»Du verdammter…« Ich konnte mich nicht mehr beherrschen, wollte den dämonischen Wissenschaftler angreifen. Mir hätte klar sein müssen, daß ich mich in dieser heiklen Situation nicht dazu hinreißen lassen durfte, aber im Moment war mir alles egal. Der Haß machte mich blind und unvernünftig. Ich mußte Mr. Silver dankbar sein, daß er für mich einen kühlen Kopf bewahrte.

Rasch trat er zwischen Mortimer Kull und mich. »Reiß dich zusammen, Tony, auch wenn es dir schwerfällt. Kull kommt ein andermal dran, okay? Jetzt geht es um das Leben dieser beiden Menschen – und um Yul!«

Ich begriff, daß der Ex-Dämon recht hatte, und entspannte mich. »Heute«, knurrte ich, »ist Yul dran, aber schon bald bist auch du an der Reihe, Mortimer Kull.«

Der dämonische Wissenschaftler grinste. »Du solltest den Mund nicht so voll nehmen, Tony Ballard. Ich bin nur noch äußerlich ein Mensch, und ich verfüge über Kräfte, die mich hoch über dich stellen.«

»Ich werde dich von dort oben herunterholen!« knirschte ich. »Darauf kannst du dich verlassen. Deine Tage sind gezählt!«

»Wenn wir mit Yul fertig sind, endet unser Bündnis«, sagte Professor Kull. »Dann hat unser Nichtangriffspakt keine Gültigkeit mehr.«

»Ich kann es kaum erwarten, bis es soweit ist!«

»Ich auch nicht«, zischte Kull. »Denn dann beginnt meine gnadenlose Jagd auf dich, Tony Ballard. Eine Jagd, die mit deinem Tod enden wird!«

»Habt ihr endlich genug mit dem Säbel gerasselt?« fragte Mr. Silver aggressiv. »Kann man wieder vernünftig mit euch reden?« Er wandte sich an Mortimer Kull. »Du willst Yul. In Ordnung. Es ist anzunehmen, daß er sich in der Dagoba befindet. Geh hinein und hol ihn dir, wenn du glaubst, daß du mit ihm und dem Höllenschwert allein fertig wirst. Keiner von uns wird dich daran hindern.«

Cruv zupfte den Ex-Dämon am Ärmel. »Yul!« flüsterte er, und dann

sahen wir ihn alle, den weißen Giganten, der soeben aus der Dagoba getreten war.

***

Bridget Sanders war dem Wahnsinn nahe. Sie hatte noch nie so entsetzliche Angst gehabt. Verzweifelt lehnte sie sich gegen ihr unvermeidbares Schicksal auf. Sie sah Yul durch einen trüben Tränenschleier.

Es war so viel Irrsinniges, Unmögliches geschehen, daß sie nach keinen Antworten mehr suchte. Sie konnte ja doch keine finden. Diesen weißen Giganten durfte es eigentlich nicht geben, und dennoch war er soeben aus der Dagoba getreten. Er konnte kein Mensch sein, dafür war er zu groß, und er hatte kein Gesicht. Außerdem hatte er vier Hände. Und seine Augen glänzten, als wären sie aus Glas.

Mit schweren Schritten kam Yul näher. Die Taghs verhielten sich vollkommen still. Sie hatten ihr Leben dem Diebstahl und dem heimtückischen Mord mit dem Seidentuch gewidmet. Es machte ihnen nichts aus, einen Menschen sterben zu sehen. Im Gegenteil, sie warteten alle mit großer Spannung darauf, daß Yul Phil Campanella tötete.

Der Satansroboter blieb neben dem Richtblock stehen. Mit vier Händen, die am Griff kaum Platz hatten, hob er das Schwert der bleichen Scheibe des Mondes entgegen.

Es hatte den Anschein, als wolle er den Beistand des Mondes erflehen – oder als wollte er Campanellas Tod dem Mond widmen. Campanella preßte die Lippen fest zusammen und hatte die Augen geschlossen. Er wollte nicht sehen, was passierte.

Aber er hörte es.

Yul forderte das Mondlicht auf, die Seele dieses Menschen in die Hölle zu geleiten und sie Asmodis, dem Fürsten der Finsternis, zu übergeben.

Und dann schlug er zu!

***

Wir waren gestartet, und ich hatte meinen Colt Diamondback aus dem Leder gezogen. Würden wir das Leben des Mannes noch retten können? Ich bezweifelte es fast. Die Entfernung war noch zu groß. Meine Kopfhaut spannte sich, als ich sah, wie der weiße Gigant das Höllenschwert – jetzt ein Henkersschwert – hob.

Als er es niedersausen ließ, schoß ich, obwohl ich wußte, daß ich nicht treffen würde. Ich hoffte, Yul mit dem Krachen des Schusses zu irritieren. Ich wollte ihn veranlassen, den tödlichen Schwerthieb zu stoppen, doch ich machte die Rechnung ohne das Höllenschwert. Mit einer anderen Waffe hätte Yul vielleicht innegehalten, aber nicht mit dem Höllenschwert.

Die schwarze, dämonische Waffe wollte ein Opfer, wollte töten, ließ sich nicht aufhalten. Als die breite Klinge traf, stieß das Mädchen einen grellen Schrei aus.

Tief in meinem Inneren hatte ich befürchtet, daß wir dem Mann nicht mehr würden helfen können. Ich hoffte, daß es uns nun wenigstens gelang, das Leben des Mädchens zu retten.

Yul war eiskalt, ohne jedes Gefühl. Der Mann war zur Seite gefallen, und Yul verlangte, daß man das Mädchen zum Richtblock brachte.

Obwohl er den Schuß gehört hatte! Obwohl wir angriffen!

Mir standen die Haare zu Berge, als ich sah, wie die Taghs das Mädchen vor dem Richtblock auf die Knie warfen.

Nicht auch noch das Mädchen! schrie es in mir.

Die Taghs wurden unruhig. Sie schienen nicht zu wissen, wie sie sich verhalten sollten. Sollten sie uns entgegenstürmen und uns aufhalten? Sollten sie sich zurückziehen – oder bleiben und zusehen, wie Yul auch das Mädchen tötete? Erwartete er das von ihnen?

Mortimer Kull hetzte neben mir durch das schulterhohe Gras.

Yul hob mit stoischer Ruhe erneut das Höllenschwert. Mir drohte das Blut in den Adern zu gefrieren. Ich feuerte abermals, doch die Entfernung war immer noch zu groß. Auf diese Distanz war ein Treffer so gut wie unmöglich.

Können wir es wirklich nicht verhindern? dachte ich aufgewühlt.

»Y-u-u-u-l-!« brüllte der dämonische Wissenschaftler in dem Moment, als der weiße Gigant zuschlagen wollte.

Yul erkannte die Stimme sofort. Sie war ihm verhaßt. Er hatte sich von Mortimer Kull getrennt, weil er von diesem keine Befehle mehr entgegennehmen, weil er sein eigener Herr sein wollte. Er war seiner eigenen Wege gegangen und wollte mit Kull, seinem Schöpfer, nichts mehr zu tun haben.

Aber Mortimer Kull hatte ihn gefunden!

Kulls Schrei irritierte den Höllenroboter. Mit einemmal war es ihm nicht mehr wichtig, das Mädchen zu töten. Er trat zwei Schritte zurück und ließ das Höllenschwert sinken. Seine roten Kameraaugen suchten den verhaßten Feind, der ihn vernichten wollte.

Beiden stand die gleiche schwarze Kraft zur Verfügung. Sie hatten sie auf Protoc in sich aufgenommen, und sie hatte die Computermagie, die Mortimer Kull für sich und den Cyborg geschaffen hatte, in eine echte Magie umgewandelt. Aus künstlichen Dämonen waren echte geworden.

Allerdings blieb Yul eine Maschine!

»Y-u-u-u-l-!« brüllte der dämonische Wissenschaftler abermals. Er sah nur den weißen Giganten, alles andere interessierte ihn nicht. Kull hatte ihm das Leben gegeben, er wollte es ihm nun wieder nehmen.

Yul schwang das Höllenschwert hoch und war entschlossen, die

Herausforderung anzunehmen. Er war mit der schwarzen Waffe Mortimer Kull gegenüber im Vorteil. Das wußte der dämonische Wissenschaftler auch, sonst hätte er uns nicht zu Hilfe gerufen, doch jetzt, wo er Yul sah, schien sein Verstand auszuhaken. Er schien die Gefahr nicht mehr richtig abschätzen zu können. Sein Haß auf Yul war so groß, daß er jegliche Vorsicht außer acht ließ.

Die Taghs formierten sich, bildeten einen lebenden Wall, den wir durchbrechen mußten, wenn wir zu Yul vordringen wollten.

Cruv befand sich hinter mir. Er hatte Mühe, mit seinen kurzen Beinen unser Tempo mitzuhalten, obwohl wir das hohe Gras niederstampfen mußten. Boram schien über den Boden zu schweben. Nichts konnte die graue Dampfgestalt aufhalten.

Mr. Silver hatte einen Vorsprung von zwei Metern. Er erreichte die Front der Taghs als erster. Sie warfen sich ihm entgegen. Er streckte sie mit magischen Schlägen entweder nieder oder schlug sie in die Flucht. Boram ließ die Taghs sein Nesselgift spüren. Sie stießen entsetzte Schreie aus und machten ihm Platz.

Mortimer Kull setzte gleichfalls seine Magie gegen die Taghs ein. Einige von ihnen dachten wohl, ich besäße gleichfalls übernatürliche Fähigkeiten, denn sie wagten nicht, mich zu attackieren. Jene, die mich doch angriffen – zum Glück taten sie es nie gemeinsam – schaltete ich aus.

Dennoch konnte ich nicht verhindern, daß ich aufgehalten wurde. Ich wollte keinen der Taghs töten. Zugegeben, sie waren gewissenlose Mörder, aber für mich waren und blieben sie trotz allem Menschen. Es widerstrebte mir, auf sie zu schießen. Das würde ich nur tun, wenn sie mir keine andere Wahl ließen.

Sie kreisten mich ein!

Ich schlug zwei von ihnen mit dem Colt nieder, und Cruv stand mir bei. Mit vereinten Kräften sprengten wir den Ring der Taghs.

Professor Kull war inzwischen weitergeeilt.

Ich sah, wie sich Yul in die Dagoba zurückzog, und Mortimer Kull folgte ihm. Für mich stand fest, daß diese Konfrontation nur einer der beiden überleben würde, und ich rechnete damit, daß das Yul sein würde, denn er hatte einen starken Komplizen: das Höllenschwert!

Cruv wirbelte fortwährend seinen Stock durch die Luft. Mal schlug er mit dem Silberknauf zu, dann bekamen die Taghs die Spitzen seines Dreizacks zu spüren. Die Seidentuchmörder konnten ihm nie ernsthaft gefährlich werden. Der Gnom schlug sich großartig.

Wir kämpften uns zum Richtblock vor, während Mr. Silver und Boram die Taghs in den Urwald scheuchten.

Zwei Taghs wollten das Mädchen vor uns in Sicherheit bringen. Sie gehörte Yul. Wenn er sie jetzt nicht getötet hatte, würde er es später tun.

Das Mädchen wehrte sich verzweifelt. Es schrie und bäumte sich auf, stemmte die Füße gegen den Boden, und die Taghs bemühten sich, ihren Widerstand zu brechen. Aber sie hatte die Chance erkannt, die ihr durch uns geboten wurde. Sie mußte nur noch so lange durchhalten, bis wir bei ihr waren, dann war sie gerettet.

Ich sprang die Stufen hinauf. Cruv folgte mir etwas langsamer, denn die Stufen waren hoch für ihn. Er keuchte, und sein Gesicht war schweißbedeckt.

Mit langen Sätzen jagte ich hinter den Seidentuchmördern her. Ich warf mich wie vom Katapult geschleudert auf sie und riß sie mitsamt dem Mädchen zu Boden.

Das Mädchen quietschte schrill. Ich versetzte dem einen Tagh einen Tritt, der ihn zur Seite beförderte. Schon war Cruv zur Stelle und schlug mit dem faustgroßen, massiven Silberknauf zu. Der Getroffene ächzte und erschlaffte.

Ich nahm mich des zweiten Kerls an. Wir verkrallten uns ineinander, während wir aufstanden. Der Tagh wollte sein Seidentuch ins Spiel bringen. Ich riß mein Knie jäh hoch und traf meinen Gegner. Er krümmte sich. Es sah fast so aus, als würde er sich vor mir tief verneigen. Ich fällte ihn mit dem Revolver.

Das Mädchen hatte kaum noch Kraft, sich zu erheben.

»Cruv!« stieß ich gehetzt hervor. »Übernimm sie! Versteck dich mit ihr und paß gut auf sie auf!«

»In Ordnung, Tony!« gab der Gnom zurück. »Kommen Sie!« Er streckte ihr die Hand entgegen und zog sie mit sich fort.

***

Professor Kull war von dem brennenden Wunsch beseelt, Yul zu zerstören. Der Dämonen-Cyborg hatte sich in die Dagoba zurückgezogen und spannte für seinen Todfeind einige magische Fallstricke. Da sie jedoch die gleiche Kraft in sich trugen, erreichte Yul damit nichts.

Was immer der Dämonen-Cyborg schuf – Mortimer Kull konnte es entweder in seiner Wirkung aufheben oder vernichten.

Im großen Gebetsraum, dort, wo Mike O'Neill vom Höllenschwert getötet worden war, erwartete Yul seinen Gegner zum Kampf.

Mortimer Kull griff sich eine Fackel, die er wie ein Schwert handhaben wollte. Ihm war klar, daß er dem Satansroboter erst dann ebenbürtig war, wenn er ihn vom Höllenschwert getrennt hatte. Leicht würde es nicht sein, Yul zu entwaffnen.

Yul grätschte die stämmigen Beine und hob das Höllenschwert. Er streckte dem Professor die Waffe entgegen.

»Ich wußte nicht, daß man dich auch auf Feigheit programmiert hat!« höhnte Mortimer Kull.

»Ich bin nicht feige«, erwiderte Yul.

»Natürlich bist du das. Würdest du dich sonst hinter dem Höllenschwert verstecken?«

»Ich nütze die besten Chancen, schaffe die optimalsten Bedingungen für einen raschen Sieg über dich«, konterte der Dämonen-Cyborg.

»Du bist das Leben, das du von mir bekommen hast, nicht wert, deshalb werde ich dich vernichten!« knurrte Professor Kull.

»Mit dieser Fackel?« fragte Yul verächtlich. »Du weißt, daß mir Feuer nichts anhaben kann. Du kannst mich nicht verbrennen, und mein Körper ist schmerzunempfindlich.«

Kulls Augen wurden schmal. »Ja, wir haben einen guten Kämpfer entwickelt, aber du kannst niemals besser sein als dein Schöpfer, das werde ich dir jetzt beweisen!«

Kull griff den Cyborg an. Yul versuchte ihn mit dem Höllenschwert zu treffen, aber der dämonische Wissenschaftler fintierte und stieß die Fackel gegen die Kameraaugen des Roboters.

Der Professor kannte die Schwachstelle des Cyborgs. Er konnte die roten Linsen zwar nicht zerstören, aber so sehr mit Ruß beschmieren, daß Yul nichts mehr sah.

Darauf legte er es an. Yul ließ sich nicht in die Defensive drängen. Immer wieder führte er blitzschnelle, gefährliche Attacken aus, die Mortimer Kull sehr leicht zum Verhängnis hätten werden können. Immer wieder schaffte es der Professor – manchmal allerdings mit sehr viel Glück –, einem tödlichen Hieb zu entgehen, und er zielte mit allem, was er tat, darauf ab, Yul »erblinden« zu lassen.

Allmählich zeichnete sich ein Erfolg ab. Yuls »Gesicht« war rußgeschwärzt, und fettige Asche bedeckte auch schon einen Großteil der Kameraaugen.

Yuls Attacken wurden gereizter, unkontrollierter. Er hieb mit dem Höllenschwert nur noch um sich, wohl hoffend, den Todfeind zufällig zu treffen, aber das wußte Mortimer Kull zu verhindern.

Wieder stach der dämonische Wissenschaftler mit der Fackel zu. Die roten Flammen leckten über Yuls Stirn. Funken stoben nach allen Seiten davon.

Doch dann trat Mortimer Kull auf Perlen, die auf dem Boden lagen. Er rutschte darauf aus und stürzte. Die Fackel entfiel seiner Hand, und Yul hatte Zeit, mit den Fingern blitzschnell die Linsen seiner Kameraaugen wenigstens so weit zu reinigen, daß er den Todfeind wieder einigermaßen klar erkennen konnte.

Und dann setzte er dem dämonischen Wissenschaftler die Spitze des Höllenschwerts ans Herz!

***

Cruv zog sich mit Bridget Sanders zurück, wie es Tony Ballard von

ihm verlangt hatte. Er rückte mit dem Mädchen aber nicht weit von der Dagoba ab. Bridget zitterte am ganzen Leib. Sie konnte es noch nicht glauben, daß sie gerettet war. Sie wagte sich nicht zu freuen.

Cruv forderte sie auf, sich auf ihn zu stützen. Er führte sie zu einem breiten Urwaldriesen, der von Lianen umschlungen war. In seiner dichten Laubkrone würden sie sich gut verstecken können. Es gab dicke Äste, die schon ganz unten aus dem Stamm wuchsen und fast wie die Sprossen einer Leiter angeordnet waren.

»Glauben Sie, daß Sie da hinaufklettern können?« fragte der Gnom.

»Ich werde es versuchen«, gab das Mädchen mit dünner Stimme zurück.

Cruv war ihr behilflich, so gut er konnte.

Mit vereinten Kräften erreichten sie eine Höhe von etwa fünf Metern.

»Hier«, sagte der Gnom fürsorglich. »Lehnen Sie sich an den Stamm. Halten Sie sich daran fest.«

Bridget gehorchte. Sie klammerte sich an den Urwaldriesen, legte ihr Gesicht auf die Rinde, schloß die Augen und versuchte, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. Aber es wollte ihr nicht gelingen, sich zu sammeln. Es waren zu viele schreckliche Dinge geschehen, und Bridget mußte sie alle hautnah miterleben.

Cruv ließ ihr die Ruhe, die sie brauchte. Er beschränkte sich darauf, die Augen offenzuhalten.

Seine Freunde konnte er nicht mehr sehen. Er nahm an, daß sie sich in der Teufels-Dagoba befanden, und er drückte ihnen im Geist die Daumen.

Er wäre gern bei ihnen gewesen, hätte gern Yuls Ende miterlebt, aber er sah ein, daß sich auch jemand um dieses Mädchen kümmern mußte. Und er sah es als Auszeichnung an, daß Tony Ballard ihm diese verantwortungsvolle Aufgabe übertragen hatte.

Dem Gnom fiel auf, daß sich die Taghs neu formierten. Sie waren in den Urwald geflohen, aber nun kamen sie wieder zum Vorschein. Vermutlich wollten sie dem weißen Dämon beistehen.

Im Moment sammelten sie sich erst. Cruv hoffte, daß es Yul mittlerweile an den Kragen ging, denn wenn der Dämonen-Cyborg nicht mehr existierte, würden die Taghs ziemlich konfus sein.

Sie würden sich wahrscheinlich kampflos zurückziehen, denn gegen Feinde, die mit Yul fertiggeworden waren, würden sie sich wohl kaum Chancen ausrechnen.

Cruv strich mit der Hand über Bridgets Haar. »Wie fühlen Sie sich? Schon etwas besser?«

Das Mädchen blickte ihn dankbar an. »Ich… ich hatte geglaubt, so zu enden wie Phil.«

Der Gnom fragte, ob sie ihm ihre Geschichte erzählen wollte, und sie begann leise und stockend zu sprechen. Sie verschwieg ihm nicht, daß

sie keine Heilige war, aber das, was sie erlebt hatte, hatte sie geläutert. Sie erklärte, daß sie ihr Leben von Grund auf ändern würde.

Yul hatte sie nicht getötet, aber sie war doch gestorben – vor Angst. Und nun gab es eine andere Bridget Sanders, die ganz neu anfangen wollte.

Sie hatte vieles im Leben falsch gemacht, und sie wollte diese Fehler nicht noch einmal begehen. Das Schicksal hatte ihr die Möglichkeit für einen neuen Beginn geboten. Sie wollte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Nachdem sie geendet hatte, klärte Cruv sie über sich, seine Freunde, Yul und Mortimer Kull auf. Bridget hätte ihm wohl kaum so bereitwillig geglaubt, wenn sie nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gab, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen ließ.

Sie umarmte den Gnom. »Ich weiß nicht, wie ich mich bedanken soll.«

Der Kleine grinste. »Oh, das war für den Anfang doch schon ganz nett.«

Sie wollte etwas erwidern, doch Cruv legte ihr blitzschnell die Hand auf den Mund. Die Züge seines häßlichen Gesichts waren mit einemmal angespannt.

Bridget musterte ihn ängstlich. Sie biß sich auf die Unterlippe. Cruv wies mit der Hand nach unten, und im gleichen Moment bemerkte das Mädchen fünf Gestalten, die sich an die Dagoba heranpirschten.

Es waren Männer, die eine bronzefarbene Haut… und Affenschädel hatten!

Halbaffen!

Lemuren!

Meskyren – von der Affenwelt Protoc hierher gekommen, um den Tod der, Königin Landa zu rächen!

***

Es hatte lange gedauert, bis Aemmon-we die richtige Spur gefunden hatte. Mehrmals hatte er die falsche Richtung eingeschlagen, doch nun wußte er, daß sie ihr Ziel fast erreicht hatten.

Die Meskyren hatten wieder ihr gewohntes Aussehen angenommen. Aemmon-wes Fell war weiß. Aber die Lemuren hatten doch eine Veränderung aufzuweisen: Zwei kleine spitze Hörner ragten jetzt aus ihrer Stirn. Die Satansdroge, die sie sich einverleibt hatten, hatte sie zu Meskyren-Teufeln gemacht!

Rancci, Karan, Isha und Erloon waren bewaffnet. Sie trugen Dolche, Schwerter, Pfeil und Bogen.

Aemmon-we besaß lediglich einen Dolch. Ansonsten verließ er sich auf seine Magie, die nach Einnahme der Höllendroge um ein

Vielfaches stärker geworden war. Mit ihrer Hilfe war es ihm schließlich auch gelungen, Yul und Mortimer Kull aufzuspüren.

»Jene, die wir töten wollen, befinden sich unter dieser steinernen Kuppel!« sagte er, und die Meskyren-Krieger glaubten ihm. Ihm standen hochempfindliche magische Geistfühler zur Verfügung. So etwas besaßen Rancci und seine Freunde nicht.

Aemmon-we blieb stehen, als er die Taghs bemerkte.

»Sie werden unser Vorhaben zu vereiteln versuchen«, sagte er, und das weiße Fell, das seinen Affenschädel bedeckte, wurde durchsichtig. Für einige Augenblicke wurde die Knochenfratze sichtbar.

»Wir werden sie verjagen«, sagte Rancci. »Und jene, die sich nicht vertreiben lassen, werden wir töten!«

Aemmon-we nickte und schickte die Krieger vor. Lautlos schlichen Rancci und seine Freunde auf die Taghs zu. Sie bewegten sich geduckt durch das hohe Gras.

Erloon nahm den Bogen von seiner Schulter, wich nach rechts aus und ging in Stellung. Isha griff nach seinem Dolch, und Rancci und Karan zogen ihre Schwerter.

Um die Taghs zu erschrecken, griffen sie brüllend an. Als sie Seidentuchmörder die Lemuren über die Stufen springen sahen, waren sie tatsächlich für einen Moment kopflos.

Einige dachten nicht daran, zu kämpfen. Sie gaben auf der Stelle Fersengeld. Andere waren so perplex, daß es ihnen nicht in den Sinn kam, zu fliehen, und drei von ihnen reagierten auf das Erscheinen des Meskyren mit blinder Wut. Sie warfen sich den Halbaffen – ebenfalls schreiend – entgegen.

Der unbändige Wille, zu töten, veränderte die Lemuren. Jetzt trugen sie diese erdfarbenen, gehörnten Totenschädel auf ihren Schultern, und sie drangen entschlossen auf die Taghs ein.

Erloon schoß Pfeil um Pfeil ab. Er war ein hervorragender Bogenschütze, was er treffen wollte, das traf er auch.

Bevor sie Protoc verlassen hatten, hatte er die Pfeilspitzen mit schwarzer Magie präpariert. Dadurch waren sie für Menschen absolut tödlich, auch dann, wenn sie die Haut nur geringfügig ritzten.

Erloon lichtete die Reihen der Taghs mit seinen Pfeilen. Den Rest besorgten Isha, Karan und Rancci. Sie wurden mit den Taghs im Handumdrehen fertig.

Ranccis Knochenschädel überzog sich wieder mit dunkelbraunem Fell. Er wandte sich um und hob sein Schwert, an dessen Klinge Tagh-Blut glänzte.

Aemmon-we kam heran. »Ich frage mich, wozu ich euch begleiten mußte«, sagte er. »Ihr kommt ohne meine Hilfe sehr gut zurecht.«

»Ohne deine Hilfe hätten wir nicht hierher gefunden«, erwiderte Rancci. »Und wenn wir dem weißen Giganten und Mortimer Kull

unter dieser steinernen Kuppel entgegentreten, werden wir auf deine magische Unterstützung angewiesen sein.«

»Kommt!« sagte Aemmon-we entschlossen. »Greifen wir sie an!«

»Rache!« knurrte Erloon.

»Ja«, sagte Isha mit aufgeworfenen Lippen. »Rache für Landa!«

»Und für Obb-sy!« fügte Karan hinzu.

***

Wir stürmten in die Teufels-Dagoba. Ich war überwältigt von dem Reichtum, den die Taghs hier angehäuft hatten. Wenn man diesen Schatz zu Geld machte, konnte man das Leben vieler hungernder Menschen in der Dritten Welt retten.

Aber ich sah noch etwas: Mortimer Kull hatte den Kampf gegen Yul verloren. Er lag auf dem Rücken, der weiße Gigant ragte wie ein Turm über ihm auf, und das Höllenschwert saß am Herz des Professor.

Es wäre taktisch unklug gewesen, sich jetzt einzumischen. Zwei schwarze Wesen hatten sich bekämpft – ein Dämonen-Cyborg und ein dämonischer Wissenschaftler. Einer der beiden Kontrahenten hatte verloren. Was ging es mich an, wenn ein Dämon den anderen tötete? Sollte ich nicht froh sein über jeden vernichteten Gegner?

Doch es war keine Zeit zu tiefschürfenden Überlegungen.

Ich handelte reflexhaft. Mortimer Kull lag auf dem Boden, und im Gegensatz zu Yul sah der Professor wie ein Mensch aus. Ich wußte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, daß etwas mich zwang, es so zu sehen. Ein Mensch lag auf dem Boden, und ein Cyborg hatte die Absicht, ihn mit dem Höllenschwert zu durchbohren.

Ich sah, was passieren sollte – und schoß im gleichen Moment. Das Krachen des Schusses schien unter der Kuppel im Kreis zu laufen. Von überallher stürzte sich das Echo auf uns. Meine geweihte Silberkugel traf Yuls Doppelhand und stieß sie zur Seite. Dadurch schwang das Höllenschwert mit, und die Spitze saß nicht länger an Mortimer Kulls Brust.

Der dämonische Wissenschaftler wälzte sich in Gedankenschnelle zur Seite. Yul schlug mit der schwarzen Waffe nach ihm, doch Kull rollte sich aus der Gefahrenzone.

Er hatte mir sein Leben zu verdanken, aber ich war sicher, daß er sich zu keinen Sentimentalitäten hinreißen lassen würde. Mortimer Kull war und blieb unser Feind.

Ich zielte im Beidhandanschlag auf den weißen Giganten, unter dessen synthetischer Haut sich massiver Edelstahl befand, den meine Kugel nicht durchschlagen konnte.

Yul starrte mich an. Ich spürte die gefährliche Kraft, mit der mich der nackte Riese in seine Gewalt bekommen wollte, und drückte abermals ab.

Ich erreichte mit meinem Schuß, daß Yuls Kopf zurückgerissen wurde. Er mußte zwei Schritte zurückgehen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Boram flitzte lautlos an mir vorbei. Für gewöhnlich tötete, er Schwarzblütler mit einem Biß.

Aber Yul war kein Schwarzblütler. Er war zwar ein dämonisches Wesen, aber in seinem gigantischen Körper befand sich kein Blut. Und er bestand aus widerstandsfähigem Stahl, wie bereits erwähnt. Da kam der Nessel-Vampir mit seinen Hauern nicht durch.

Dennoch griff Boram den nackten Riesen an.

Ich weiß nicht, ob der weiße Vampir das Höllenschwert fürchten mußte. Boram wußte es anscheinend selbst nicht. Sicherheitshalber wich er den Schwerthieben aus, sprang hinter Yul und warf sich auf ihn.

Ich sah nicht, was Boram machte, aber er schien dem weißen Giganten gleich beim ersten Kontakt Energie abzuzapfen. Auf jeden Fall war er Yul so lästig, daß dieser alle Anstrengungen unternahm, ihn so rasch wie möglich loszuwerden.

Während sich Yul mit dem Nessel-Vampir beschäftigte, stürzten wir uns auf den Dämonen-Cyborg. Mortimer Kull beteiligte sich an diesem Kampf mit großem Eifer.

Ich rammte meinen Colt Diamondback in die Schulterhalfter, denn der Revolver war eine zu schwache Waffe gegen Yul. Mit meinem Dämonendiskus würde ich mehr Erfolg haben.

Mr. Silver attackierte den weißen Giganten mit seiner starken Silbermagie, gegen die sich Yul nur schlecht zu schützen vermochte, weil ihm Boram im Nacken saß.

Wir versuchten Yul zu Fall zu bringen, doch so einfach war der nackte Riese nicht zu bezwingen.

Mortimer Kull kämpfte mit ihm um das Höllenschwert. Er unternahm alle Anstrengungen, um ihm die schwarze Waffe zu entwinden, doch es gelang ihm nicht, Yuls stahlharten Griff zu lockern.

Als ich die Kette abnehmen wollte, an der mein Diskus hing, erwischte mich Yuls linke Doppelfaust. Ich hatte sie heransausen gesehen und den Kopf noch schnell ein Stück zurückgenommen, aber nicht weit genug.

Der Treffer war schmerzhaft und hätte mir fast die Besinnung geraubt. Ich merkte nicht, wie ich stürzte, fand mich auf dem Boden wieder, den Diskus neben mir.

Benommen stand ich auf.

Yul wehrte sich wütend gegen Boram, Mortimer Kull und Mr. Silver. Ich schleuderte die milchig-silbrige Scheibe nicht, sondern schlang mir die Kette um die Hand. Der Diskus hing vor meiner Faust, und ich schlug damit zu.

Ich traf Yuls Leibesmitte, und die Diskuskraft schien in seinem

Inneren große Verwirrung zu stiften. Die Höllenkraft, die den Ablauf der Cyborg-Programme steuerte, schien irritiert zu sein. Der Satansroboter handelte plötzlich nicht mehr zwingend logisch, sondern irrational.

Mein Herz schlug bis zum Hals hinauf.

Diesmal schaffen wir ihn! schrie es in mir.

Yul war sichtlich angeschlagen. Die Mikroprozessoren funktionierten nicht mehr zuverlässig, es kam zu Fehlleistungen des Dämonen-Cyborgs. Ich schlug mit dem Diskus noch einmal zu, und ein wilder Ruck ging durch den Körper des weißen Giganten.

Er schüttelte uns alle ab.

Diesmal landete Mortimer Kull auf dem Boden.

Der dämonische Professor sprang sofort wieder auf. Er witterte seine Chance, sich in den Besitz des Höllenschwerts bringen zu können, doch Mr. Silver kam ihm zuvor. Er entriß dem Dämonen-Cyborg die schwarze Waffe und zwang ihr augenblicklich seinen starken Willen auf.

Und dann stach er zu.

Mühelos durchdrang die Klinge des Höllenschwerts den dicken Stahl. Das schwarze Schwert durchbohrte den weißen Giganten. Das Rot seiner Kameraaugen flackerte, wurde schwächer und würde in wenigen Sekunden erlöschen.

Boram ließ von Yul ab. Wir wußten alle, daß der Dämonen-Cyborg erledigt war.

Das Höllenschwert stand wieder unter Mr. Silvers Herrschaft. Ihm mußte es sich beugen.

Der Ex-Dämon riß das Schwert zurück. Surrend schwang das schwarze Schwert durch die Luft, waagerecht!

Die Schneide, traf den Hals des Satansroboters.

Der schwere Schädel flog davon. Aus dem Halsstumpf ragten Drähte, Federn und Nylonsehnen. Elektrizität knisterte, und Yuls Arme sackten nach unten.

Er war erledigt.

Noch stand er, aber nicht mehr lange, denn vom höchsten Punkt der Kuppel sauste plötzlich ein roter Blitz herab, hieb in den stählernen Körper und zerriß ihn mit einer Gewalt, die mich zurücktaumeln ließ.

Wer hatte das getan?

Ich nahm aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr und drehte mich rasch um. Und sah mich fünf Halbaffen gegenüber. Einer *von* ihnen hatte ein weißes Fell.

»Meskyren!« stieß Mortimer Kull scharf hervor. »Sie kommen von Protoc, um den Tod ihrer Königin zu rächen!«

***

Der Lemur mit dem weißen Affenschädel produzierte einen weiteren Blitz, doch Professor Kull reagierte rechtzeitig. Mit einem weiten Satz brachte er sich in Sicherheit. Das Aussehen der Meskyren veränderte sich schlagartig. Dachten sie, uns einschüchtern zu können, wenn sie sich uns mit grinsenden Totenschädeln präsentierten. Sie konnten nicht wissen, daß wir Schlimmeres gewöhnt waren.

Ich streifte die Halskette wieder über und griff zum Revolver. Die Meskyren rückten näher. Mr. Silver verhinderte, daß der Anführer der Halbaffen einen dritten Blitz entstehen lassen konnte.

Boram wartete nicht, bis die Meskyren die Initiative ergriffen. Er attackierte die Lemuren.

Ein Pfeil raste auf mich zu. Ich hörte das Surren der Bogensehne und vernahm das Zischen des Pfeils. Instinktiv drehte ich mich und spürte fast im selben Moment einen glühenden Schmerz an der linken Schulter.

Es war ein so merkwürdig kaltes Glühen, daß ich sofort an schwarze Magie dachte. Der Pfeil hatte mein Hemd und die Haut aufgerissen. Ich blutete. Die Pfeilspitze mußte mit schwarzem Gift präpariert worden sein.

Welche Wirkung hatte dieses Gift von Protoc auf einen Menschen?

Ich spürte, wie es in meine Schulter drang und sie vereiste und völlig gefühllos machte. Der Meskyr legte bereits den nächsten Pfeil auf die Bogensehne!

Er spannte sie!

Er darf nicht schießen! durchzuckte es mich, und ich schwang den Colt Diamondback hoch. Ich zielte auf seinen blanken Totenschädel, genau zwischen die kleinen, nach oben gebogenen Hörner, und bevor er den zweiten Pfeil von der Sehne schnellen ließ, traf ihn meine geweihte Silberkugel. Sie zerriß den erdfarbenen Schädel.

***

Aemmon-we spürte, daß er mit Mr. Silver einen Widersacher vor sich hatte, der kaum zu bezwingen war. Er setzte seine gestärkte Magie gegen den Ex-Dämon ein und attackierte ihn mit Worten, die ihn wie Lanzen trafen. Doch Mr. Silver stellte sich darauf ein und schützte sich dagegen.

Aemmon-we wollte den Hünen mit den Silberhaaren nicht an sich heranlassen. Er errichtete blitzschnell eine unsichtbare magische Wand vor sich, doch der Ex-Dämon zertrümmerte sie mit dem niederschwingenden Höllenschwert.

Er ließ sich nicht aufhalten.

Isha wurde von Boram angegriffen und zu Boden geschleudert. Der weiße Vampir ließ sich auf den Meskyren fallen. Das Nesselgift verätzte den Lemuren. Er brüllte laut und stach mit dem Dolch zu,

doch die Klinge fand keinen Körper. Boram biß zu. Ishas Körper erschlaffte, während der weiße Vampir die schwarze Energie des Feindes in sich aufnahm.

Rancci und Karan flankierten Aemmon-we, als Mr. Silver diesen angriff. Sie sprangen vor Aemmon-we und parierten Mr. Silvers Schwerthieb.

Aber in ihren Waffen befand sich keine Kraft.

Eine Klinge brach. Karan hatte nur noch den Schwertgriff in der Hand. Mr. Silver traf ihn mit der Breitseite des Höllenschwerts, und er stürzte wie ein gefällter Baum zu Boden.

Der Ex-Dämon brauchte sich nicht weiter um Karan zu kümmern, denn der unersättliche Boram nahm sich seiner sofort an.

Rancci wollte es nicht wahrhaben, daß ihm Mr. Silver mit seinem Schwert überlegen war. Er ahnte nicht, wie außergewöhnlich die Waffe war. Sie kämpfte fast allein. Mr. Silver brauchte sie nicht zu führen. Er mußte sie nur festhalten. Alles andere tat das Höllenschwert.

Es fing die Hiebe des Meskyren ab, verteidigte, griff an, stach auf den Halbaffen ein, versuchte ihn mit unverhofften Hieben zu treffen.

Jetzt entwaffnete das Höllenschwert den Meskyren-Teufel. Schwer keuchend wich Rancci zurück. Nun brauchte er Hilfe von Aemmon-we, sonst war er verloren.

***

Mein linker Arm war eiskalt und gefühllos. Das Meskyren-Gift wollte von meinem ganzen Körper Besitz ergreifen, doch dagegen wehrte sich das Marbu-Gift, das sich bereits in mir befand. Es erhob gewissermaßen Besitzansprüche auf mich, war nicht gewillt, von mir abzulassen und drängte das Protoc-Gift zurück.

Während dieser ungewöhnliche Kampf in mir tobte, brachte ich meinen Revolver in Anschlag, und als das Schwert des Meskyren zu Boden klirrte, drückte ich ab.

Nun gab es nur noch den Anführer der Totenkopf-Lemuren. Sein Aussehen wechselte ständig. Für mich war das ein Beweis dafür, daß er unsicher geworden war. Mal präsentierte er sich mit diesem weißen Affenschädel, dann wiederum mit der gehörnten Knochenfratze.

Mr. Silver schnellte vor. Er stieß mit der schwarzen Waffe zu. Der Meskyr sprang zurück. Gleichzeitig feuerte ich. Diesmal wäre es besser gewesen, nicht zu schießen, denn meine geweihte Silberkugel stieß das Wesen von der Affenwelt Protoc zur Seite, und dadurch verfehlte Mr. Silver den Feind.

Das wäre weiter nicht schlimm gewesen, aber dadurch hatte der Meskyr die Möglichkeit, etwas zu rufen.

Es war nur ein Wort, aber in ihm steckte eine unglaubliche Kraft. Es

gab Worte, die stärker waren als alle Waffen, die ich kannte. Dies war so ein Wort.

Urgewalten wurden frei.

Mit einem blitzschnellen Hieb brachte Mr. Silver den Meskyr zum Verstummen, aber er konnte das Wort nicht mehr aufhalten. Es prallte gegen die Innenseite der Kuppel und wurde so laut, daß ich befürchtete, mein Trommelfell würde platzen.

Ein Wort!

Ein einziges Wort nur erschütterte die Dagoba und würde sie zum Einsturz bringen. Es stemmte sich gegen den Stein, blähte die Kuppel, trieb sie hoch. Sand rieselte auf uns nieder. Die Kuppel bekam Risse.

Wir hetzten zum Ausgang, während die ersten Steinquader herabkrachten. Ich zog den Kopf ein, obwohl das nichts genützt hätte, wenn ich von einem Stein getroffen worden wäre.

Boram hatte es nicht eilig. Mr. Silver ließ mir den Vortritt, und ich stürmte mit langen Sätzen aus der Dschungel-Dagoba. Kaum waren wir draußen, da brach die Kuppel mit donnerndem Getöse zusammen und begrub den Schatz der Taghs unter tonnenschwerem Gestein.

Ich fing erst draußen wieder an zu denken. Eingehüllt in eine graue Staubwolke, die mir das Atmen schwermachte, blickte ich mich um. Auch Mr. Silver und Boram hatten es geschafft. Von den Meskyren lebte keiner mehr, aber Mortimer Kull hätte bei uns sein müssen. Ich konnte ihn jedoch nicht sehen.

»Wo ist Kull?« rief ich.

»Keine Ahnung«, antwortete der Ex-Dämon.

Ich wandte mich an Boram. »Hast du ihn gesehen?«

»Nein, Herr«, gab der Nessel-Vampir zurück.

»Ist er in der Dagoba geblieben?« überlegte ich laut.

Mr. Silver legte mir die Hand auf die Schulter. »Du mußt ihm keine Träne nachweinen, Tony. Wenn ihn die Kuppel unter sich begraben hat, kann uns das nur recht sein. Sollte es ihm aber im allgemeinen Durcheinander gelungen sein, sich aus dem Staub zu machen, werden wir mit Sicherheit bald wieder von ihm hören. Im Augenblick können wir froh sein, daß wir Yul erledigt haben und ich das Höllenschwert wieder besitze.«

»Wir sollten darangehen, den Namen des Schwerts in Erfahrung zu bringen«, sagte ich.

Der Ex-Dämon nickte. »Das werden wir schon bald in Angriff nehmen.« Ihm fiel auf, daß ich verletzt war. »Laß mal sehen«, verlangte er.

»Ist nur ein Kratzer«, wehrte ich ab.

Doch der Ex-Dämon bestand darauf, die Wunde behandeln zu dürfen, und dann säuberte er sie vom Meskyren-Gift.

Das Marbu-Gift jedoch blieb in mir. Ich spürte es, und ich spürte, daß

es durch den Kampf gegen das Protoc-Gift stärker geworden war. Verständlich, daß mich das beunruhigte.

***

Die Luft war erfüllt vom schweren Duft tropischer Gewächse. Gartenstadt Asiens wird Colombo genannt.

Bridget Sanders kam mit zum Flughafen. Damit es kein Aufsehen gab, hatte sich Boram unsichtbar gemacht. Zu sehen waren nur Mr. Silver, Cruv und ich.

»Ich bleibe nicht auf Sri Lanka«, sagte Bridget, als wir uns von ihr verabschiedeten. »Zu viele grauenvolle Erinnerungen würden mich hier auf Schritt und Tritt verfolgen. Und dann die Taghs…«

»Wohin werden Sie gehen?«

»Bisher wurde es mir nie so bewußt, aber ich habe eine Heimat, und die heißt England«, erwiderte Bridget. »Jene Bridget Sanders, die von dort weggegangen ist, gibt es nicht mehr. Die neue Bridget Sanders sehnt sich danach, heimzukehren. Vielleicht siedle ich mich in London an. Mal sehen.«

»Wenn Sie in London bleiben, müssen Sie uns unbedingt anrufen«, sagte ich.

Bridget nickte. »Das tue ich ganz bestimmt. Wer weiß, vielleicht lasse ich es bereits in ein paar Tagen bei Ihnen klingeln.«

»Passen Sie gut auf sich auf, Bridget«, sagte ich.

»Mach' ich, Tony. Guten Flug – euch allen.« Sie hatte Tränen in den Augen.

Cruv zwinkerte ihr zu. »Nicht weinen, Bridget. Wir sehen uns ja bald wieder.«

Auf dem Weg zum Flugzeug sagte Mr. Silver dann zu dem Gnom: »Jetzt habe ich dich in der Hand, Kleiner. Wenn ich Tuvvana erzähle, daß du diesem Mädchen schöne Augen gemacht hast, gibt's Dresche!«

Prompt gerieten sich die beiden danach wieder in die Wolle. Ich überhörte, was sie sich an den Kopf warfen. Meine Gedanken waren beim Höllenschwert und seinem düsteren Geheimnis.

Loxagons Grab! Dort lag der Schlüssel zur Macht über das Schwert. Wann würden wir den verfluchten Ort finden? Und was würde uns dort erwarten?

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 94 »Die Droge aus der Jenseitswelt«, Tony Ballard Nr. 95 »Ein Cyborg aus der Hölle«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 94 »Die Droge aus der Jenseitswelt«, Tony Ballard Nr. 95 »Ein Cyborg aus der Hölle«

[3]Siehe Tony Ballard Nr. 97 »Die Knochenkammer der Dämonen«
[4]Siehe Tony Ballard Nr. 18 »Der Schatz der toten Seelen«, und folgende